2023 # 01

TOLERANZ

Geschichte und Gegenwart Evangelischen Lebens in OÖ

EVANGELISCHES MUSEUM OÖ
Rutzenmoos

Themenschwerpunkt: WARUM? WIE? WOHIN?

SONDERAUSSTELLUNG wesWEGen?

Migrationsgeschichten - Philipp Persius Seite 11

Das Landlermuseum in Bad Goisern Seite 24

Bedeutende Frauen - Dorothea Jörger Seite 30

INHALTSVERZEICHNIS

ARTIKEL

Günter Merz
Sonderausstellung wesWEGen? 04

Günter Merz
wesWEGen? Evangelische Migrationsgeschichte(n) aus Oberösterreich
Worum geht es? 06

Günter Merz
wesWEGen? Evangelische Migrationsgeschichte(n) aus Oberösterreich
Wie es geht 09

Günter Merz
Evangelische Migrationsgeschichten
Begleitband zur Ausstellung 10

Günter Merz
Evangelische Migrationsgeschichte(n) am Beispiel Philipp Persius 11

Renate Bauinger
Transmigration nach Siebenbürgen 14

Renate Bauinger
Eingliederungsprozess der transmigrierten österreichischen Protestanten in Siebenbürgen am Beispiel von Neppendorf 16

Renate Bauinger 19
Flucht aus Siebenbürgen

Günter Merz
Erdhütten in Oberösterreich im 20. Jahrhundert 22

Renate Bauinger
Das Landlermuseum in Bad Goisern
(Trans)migrationsgeschichte 24

Hannelore Reiner
Bedeutende Frauen in der Geschichte der Diözese OÖ
Dorothea Jörger 30

Gertrud Time
Die Geschichte der Evangelischen Pfarrgemeinde Vöcklabruck 35

AUS DEM MUSEUM

Matthias Bukovics
Der Europaraum 40

Renate Bauinger
Informationen aus dem Vorstand 41

REZENSION

Gottfried Wimmer
Michael Bünker, Dietlind Pichler, Evangelische Pfarrer im KZ Mauthausen 43

AUS DEM MUSEUM

Renate Bauinger
Informationen aus dem Vorstand 45

Veranstaltungen & Programm 2023 46

Titelbild: Foto: (c): Matthias Bukovics

Impressum und Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz

Medieninhaber: Evangelisches Museum Oberösterreich
Herausgeber: Mag Renate Bauinger, Vorsitzende
Redaktion: Mag. Matthias Bukovics, Dr. Gerold Lehner, Mag. Günter Merz, Dr. Hannelore Reiner, Mag. Gertrud Time, Gottfried Wimmer.
Grafik und Layout: DI (FH) Jutta Laserer

Kontakt:
Evangelisches Museum Oberösterreich
4845 Rutzenmoos 5
www.evang.at/museum-ooe
museum-ooe@evang.at

Renate Bauinger *Foto: Privat*

„Migrationsgeschichte(n) hinterlassen Spuren“

wesWEGen? Weswegen machen sich Menschen auf den WEG, verlassen ihr Zuhause, ihre Freunde, teilweise ihre Familien, um in einem fremden Land einen Neubeginn zu wagen, ein neues und wahrscheinlich ganz anderes Leben zu führen? Weswegen stellen sie sich den Herausforderungen, die mit dieser Entscheidung, die von ihnen oder von anderen für sie getroffen wurde, verbunden sind.

Die Evangelische Kirche Oberösterreich ist geprägt durch sich über die Jahrhunderte erstreckende Migrationsgeschichte(n), einzelner Personen oder Gruppen, die bis heute ihre Spuren in den verschiedenen Gemeinden, aber auch in der Gesellschaft, hinterlassen haben.

Das Evangelische Museum OÖ in Rutzenmoos stellt sich 2023 in einer Sonderausstellung Fragen zu dieser Geschichte und versucht exemplarisch Antworten zu geben, Antworten auf das WARUM? WIE? WOHIN? -

Auch die Veranstaltungen im Museum setzen sich in diesem Jahr in unterschiedlicher Weise mit dem Schwerpunkt der Sonderausstellung auseinander.

Und auch diese Ausgabe der Toleranz greift das Thema „Migrationsgeschichte(n)“ auf und vertieft und ergänzt es mit einzelnen Beiträgen.

Renate Bauinger

SONDERAUSSTELLUNG wesWEGen?
EVANGELISCHE MIGRATIONSGESCHICHTE(N) AUS OBERÖSTERREICH

Günter Merz

SONDERAUSSTELLUNG IM EVANGELISCHEN MUSEUM OBERÖSTERREICH IN RUTZENMOOS

22. März bis 29. Oktober 2023

Herzliche Einladung!

Warum 2023 eine Sonderausstellung? 2018 haben sich evangelische Museen in Bayern und Oberösterreich, darunter das Museum in Rutzenmoos, zur engeren Zusammenarbeit entschlossen und die Arbeitsgemeinschaft „Museen im evangelischen Raum“ gegründet. Im Austausch miteinander wurde sehr schnell klar, dass die Museen nicht nur die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche verbindet, sondern auch das Erzählen einer Vielzahl an Geschichten von Begegnung, gegenseitiger Hilfe und gemeinsam bewältigtem Leid. 2021 entschlossen sich die Museen daher zu einem gemeinsamen Projekt unter dem Titel „Evangelische Migrationsgeschichte(n)“. Weitere Museen aus Siebenbürgen, Ungarn, Frankreich und den USA, sowie die evangelische Kirche in Slowenien kamen hinzu. Sie alle verbinden Geschichten, ob es sich nun um die Vertreibung Evangelischer aus Oberösterreich oder Frankreich in den Norden Bayerns handelt, um die Verschleppung nach Siebenbürgen oder die Flucht von Siebenbürgen nach Oberösterreich, die Auswanderung nach Amerika oder die Einwanderung aus Franken nach Österreich.

Evangelische Migrations-geschichte(n)

ARBEITSGEMEINSCHAFT MUSEEN IM EVANGELISCHEN RAUM

Die Sonderausstellung „wesWEGen?“ beleuchtet die Migrationsgeschichten aus oberösterreichischer Perspektive. Dies geschieht in engem Austausch mit dem Museum „Kirche in Franken“ in Bad Windsheim, das die Ankunft und Integration der „Exulanten“ aus Österreich zum Thema macht.

Dem Evangelischen Museum Oberösterreich bietet die Mitarbeit in dieser Kooperation die Gelegenheit, sich 10 Jahre nach dem letzten größeren Projekt („Ortenburg und Oberösterreich“, 2013) wieder stärker an die interessierte

Öffentlichkeit zu wenden und auf seine Anliegen aufmerksam zu machen. Zugleich entstehen neue Kontakte und Möglichkeiten.

Die Ausstellung will auch dazu anregen, sich mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Sie soll ein Ansporn sein, nach den Wurzeln evangelischer Identität zu fragen. Deshalb ist das Ausstellungsprojekt auch in das Programm „Aus dem Evangelium leben“ der evangelischen Kirche in Österreich aufgenommen worden.

Höhepunkt des gemeinsamen Projektes wird eine von allen beteiligten Museen gemeinsam gestaltete Ausstellung im Stadtmuseum Fembohaus in Nürnberg sein, durch die sich die Museen während des Deutschen Evangelischen Kirchentages (7. bis 11. Juni 2023) einer sehr großen Öffentlichkeit präsentieren können. Die Ausstellung dort wird am 6. Juni 2023 um 18 Uhr eröffnet und kann über den Kirchentag hinaus längere Zeit besucht werden.

Die Grenzen überschreitende Zusammenarbeit wird auch von der Europäischen Union gewürdigt, die das Projekt in das Programm erasmus+ aufgenommen hat. Diese Unterstützung ist verbunden mit der Erwartung, dass die beteiligten Museen in technischer und digitaler Weise neue Wege wagen. Wie dies im Diözesanmuseum Rutzenmoos umgesetzt wird, davon können sich Besucherinnen und Besucher selbst überzeugen.

wesWEGen? EVANGELISCHE MIGRATIONSGESCHICHTEN AUS OBERÖSTERREICH
WORUM GEHT ES?

Günter Merz

Migration hat die evangelische Kirche in Österreich geprägt.

1. Einerseits durch Einwanderer

Sehr viele Evangelische, die heute in Oberösterreich leben, haben, wenn man mehrere Generationen berücksichtigt, „Migrationshintergrund". Eingewanderte Evangelische haben wesentlich zum Aufbau und Wachstum der Kirche beigetragen.

So kamen am Ende des 18. und im frühen 19. Jahrhundert Pastoren ins Land, die hier trotz Armut und vieler Schikanen seitens der Behörden den Gemeinden dienten. Manche wurden Stammväter großer Dynastien. Ihre Nachkommen prägten als Pastoren, Pfarrfrauen, Presbyter/innen und in anderen Funktionen die Kirche, wie die Familien Koch (Jakob Koch, Wallern, aus Ortenburg), Wehrenfennig (Julius Theodor Wehrenfennig, Gosau, aus Regensburg) oder Kotschy (Friedrich Traugott Kotschy, Eferding, aus Teschen in Schlesien). Auch seither sind immer wieder Pfarrer aus Deutschland, Siebenbürgen und vielen anderen Ländern nach Österreich gekommen um hier ihren Dienst zu tun.

Ebenso prägend wie die Pastoren waren jene Frauen und Männer, die sich aus beruflichen Gründen im 19. Jahrhundert in Oberösterreich niederließen und hier trotz aller Widrigkeiten ihr evangelisches Christsein lebten. Ein Beispiel dafür ist der Konditor Johann Conrad Vogel (1796–1883) aus Weihenzell bei Ansbach, der in Linz in ein Zuckerbäckergeschäft einheiratete. Er führte das Geschäft 52 Jahre lang erfolgreich, engagierte sich als Armenvater in der städtischen Armenfürsorge, wurde zur treibenden Kraft der evangelischen Gemeinde Linz, brachte die Mittel für den Bau von Bethaus, Pfarrhaus und Schule und später eines Kirchturms auf und engagierte sich in seinen letzten Lebensjahren im 1874 gegründeten Verein für Innere Mission, dem heutigen Diakoniewerk, in Gallneukirchen. 1869 erhielt er höchste Ehren und wurde, wie es heißt, als erster Evangelischer überhaupt, von Kaiser Franz Josef mit der höchsten Auszeichnung für Zivilisten, dem Goldenen Verdienstkreuz mit der Krone geehrt. Nicht alle waren so engagiert wie Vogel, aber wie stünde die evangelische Kirche ohne die vielen Einwanderer da, die mit Idealismus, Fleiß oder, wie manche Adelige oder Industrielle, mit finanziellen Mitteln zu Bau und Erhaltung von kirchlichen Bauten und diakonischen Einrichtungen beitrugen, Ideen einbrachten und in den Gemeinden für neuen Schwung sorgten.

Evangelisches Bethaus Linz, 1844. Ohne den Einsatz eingewanderter Evangelischer und ohne die durch sie vermittelte Unterstützung aus dem Ausland wäre der Bau nicht möglich geworden.
Foto: Archiv Ev. Pfarrgemeinde Linz-Innere Stadt

In besonderer Weise geprägt wurde die Kirche durch tausende Menschen, die am Ende des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach als Opfer von Gewalt nach Oberösterreich kamen. Viele Flüchtlinge, Vertriebene, zwangsweise Ausgesiedelte aus Rumänien, Jugoslawien, Ungarn, der Tschechoslwakei und anderen Ländern wurden jahrelang vom Staat und Teilen der Gesellschaft als ungeliebte Fremde behandelt. Dagegen stellte sich die evangelische Kirche vom ersten Tag an der Aufgabe, diese Menschen anzunehmen, sie zu unterstützen und in die Gemeinden zu integrieren. Schon bald zeigte sich,

welche Bereicherung die Siebenbürger, Donauschwaben, Sudetendeutschen, und wie sie alle heißen, für die evangelische Kirche waren und weiterhin sind. Sie gründeten neue Gemeinden, bauten Kirchen und sorgen für ein buntes kirchliches Leben.

Denkmal zur Erinnerung an die Gründung der Siedlung Rosenau und die Grundsteinlegung der Gnadenkirche durch Vertriebene und Flüchtlinge aus Siebenbürgen.
Foto: Merz

Aber nicht erst seit dem Toleranzpatent 1781 waren Einwanderer für die evangelische Kirche in Oberösterreich unverzichtbar. Im 16. und frühen 17. Jahrhundert feierten Prädikanten in Städten und Kirchen der Adeligen evangelische Gottesdienste. In den evangelisch geprägten städtischen Lateinschulen oder in der adeligen Landschaftsschule in Linz, lehrten berühmte „Magistri". Wissenschaftler, Ärzte und Künstler arbeiteten im Auftrag der protestantischen Stände. Die meisten von ihnen kamen aus Mitteldeutschland oder Württemberg und hatten an den berühmten Universitäten in Wittenberg, Tübingen, Jena oder Heidelberg studiert. Obwohl viele von diesen dann auch die andere Seite, die Vertreibung aus Österreich erlebten, haben sie Spuren hinterlassen. Johannes Kepler war nur einer von ihnen. Philipp Persius ein anderer.

2. Andererseits durch Auswanderer, Vertriebene, Deportierte

Freiwillige Auswanderer hat es unter den evangelischen Österreichern immer gegeben, Menschen, die anderswo ihr Glück suchen, Menschen, die im Dienst der christlichen Mission oder Diakonie ausreisen, Menschen, die es in die Fremde zieht. Doch der Großteil jener Evangelischen, die seit dem 16. Jahrhundert Österreich verlassen haben, tat das nicht freiwillig.

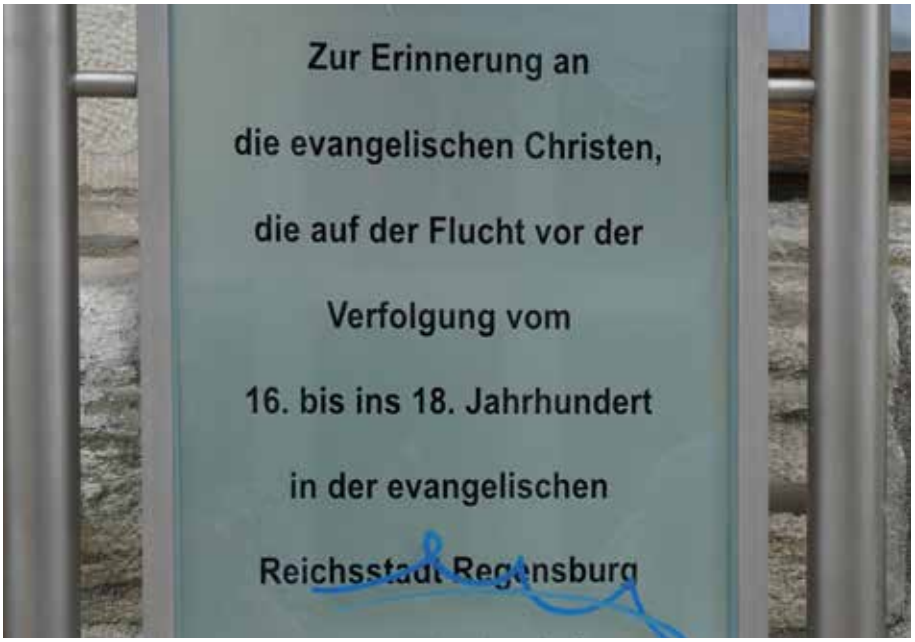
Im 19. Jahrhundert war es der wirtschaftliche Druck, der vor allem junge Menschen aus bäuerlich geprägten Gemeinden wie Rutzenmoos oder Neukematen zur Auswanderung nach Amerika bewog.

Doch in den Jahrhunderten davor wichen die Emigranten der religiösen Unterdrückung oder flüchteten vor brutaler Gewalt. Während Prediger und Lehrer nach dem Verbot des Protestantismus um 1600 und dann wieder 1624 innerhalb von acht Tagen das Land verlassen mussten, gaben die reichsrechtlichen Bestimmungen jenen, die wegen ihres evangelischen Glaubens auswandern wollten, das Recht und die Zeit, ihre Verhältnisse zu ordnen und ihren Besitz zu verkaufen. Trotz hoher Abgaben, die sie an den Staat zu zahlen hatten, nützten viele Adelige und Bürger diese Möglichkeit und wanderten aus. Erstes Ziel war Regensburg, wo viele auf Dauer bleiben konnten. Ärmere Evangelische litten unter behördlichen Schikanen und konnten oft die geforderten Gebühren nicht bezahlen. Ihnen blieb nur das heimliche „Entweichen". Ab Mitte des 17. Jahrhunderts boten

evangelische Territorien in Franken und Württemberg, die durch den Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten hatten, den Auswanderungswilligen gute Chancen auf Neubeginn ohne religiöse Unterdrückung. Tausende, darunter fast alle Evangelischen aus dem Mühlviertel, wanderten damals aus. Die meisten von ihnen konnten sich in der neuen Heimat eine gute Existenz aufbauen.

Bis nach 1730 galt im Habsburgerreich das Prinzip, wer unter keinen Umständen bereit ist, katholisch zu werden, muss emigrieren. Danach änderte sich die Vorgehensweise der Regierung. Man wollte tüchtige Menschen nicht anderen Herrschern überlassen, sondern sie im eigenen Land dort einsetzen, wo ihr Glaube keinen Anstoß erregte und hart arbeitende Menschen dringend gebraucht wurden. Unter Missachtung des Reichsrechts verfügten Kaiser Karl VI. und später seine Tochter Maria Theresia die „Transmigration", die gewaltsame Deportation Evangelischer nach Südsiebenbürgen. Bei vielen Transporten mussten die Kinder zurückgelassen werden, damit sie in Oberösterreich katholisch erzogen werden konnten. Die Zahl derer, die kurz nach der Ankunft in Siebenbürgen starben, war hoch. Es versteht sich, dass unter diesen Umständen weiterhin Evangelische versuchten, nach Deutschland zu fliehen. Doch die Grenzen wurden von österreichischen und bayerischen Polizisten streng bewacht und die Strafen für gefasste Flüchtlinge waren heftig.

Diese Zustände blieben bis 1781 aufrecht. Erst Josef II. beendete die Deportationen und beendete mit dem Toleranzpatent 1781 die Fluchtgründe der Evangelischen.



Gedenktafel für die Exulanten vor der Neupfarrkirche Regensburg mit zeitgenössischen „Verzierungen". *Foto: Merz*

wesWEGen? EVANGELISCHE MIGRATIONSGESCHICHTEN AUS OBERÖSTERREICH
WIE ES GEHT

Günter Merz

Texte und Bilder der Ausstellung werfen Schlaglichter auf das Thema. Fünf Stationen beleuchten Beweggründe, Abschied, Reise, Ankunft und Integration der Migranten. Zugleich werden fünf Epochen thematisiert, die bürgerliche Emigration im frühen 17. Jahrhundert, die bäuerliche Emigration („Exulanten") in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Deportation („Transmigration") im 18. Jahrhundert, die Einwanderung im 19. Jahrhundert und die Ankunft der Flüchtlinge nach dem 2. Weltkrieg. Die sechste Station zeigt an Beispielen, welchen Niederschlag evangelische Migration in Kunst und Literatur gefunden hat.

Texte und Bilder sind nicht alles, im Gegenteil. Besucherinnen und Besucher werden eingeladen, sich selbst in das Thema hineinzuversetzen. Wie würde ich mich entscheiden? Was würde ich mitnehmen, wenn ich plötzlich vertrieben werde oder auswandern müsste? Wie stehen die Chancen auf eine gesicherte Zukunft?

Wenn Sie die Ausstellung besuchen, nehmen Sie ein Smartphone mit! Das hilft Ihnen. Und nehmen Sie sich Zeit!, auch für einen Kurzfilm über gelungene Integration am Beispiel der Landler und der evangelischen Pfarrgemeinde Lenzing-Kammer/Rosenau.

Migration war schon immer ein Kennzeichen der Menschen. Auch die Bibel macht sie zum Thema, etwa bei Abraham, Moses oder den ersten Christen. Darauf weisen Stationen hin, die uns die Österreichische Bibelgesellschaft zur Verfügung stellt.

Klar ist, dass man viel mehr erzählen könnte, etwa auf die Gegenwart eingehen, aber das würde die Möglichkeiten unseres ehrenamtlich geführten Museums sprengen. Alle Besucherinnen und Besucher sind eingeladen, weitere Migrationsgeschichten hinzuzufügen oder eigene Geschichten zu erzählen.

Natürlich gibt es zur Ausstellung auch ein Begleitprogramm mit Podiumsdiskussion, Vorträgen und Angeboten für Kinder. Mehr dazu im Veranstaltungskalender auf Seite 47.

EVANGELISCHE MIGRATIONSGESCHICHTE(N)
BEGLEITBAND ZUR AUSSTELLUNG

Günter Merz

14 Themenaufsätze und 24 Biographien beleuchten die Geschichte evangelischer Migration vom 16. bis ins 21. Jahrhundert aus den unterschiedlichen Perspektiven der beteiligten Museen. Dargestellt werden Menschen und ihre freiwillige oder erzwungene Auswanderung unter den unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen, aber auch dem sich immer wieder verändernden religiösen Selbstverständnis. Vorangestellt sind zwei grundsätzliche Beiträge zu evangelischer Migration.

EVANGELISCHE MIGRATIONS-GESCHICHTE(N)
BEGLEITBAND ZUM EUROPÄISCHEN AUSSTELLUNGSPROJEKT 2023

Hrsg. Thomas Greif,
Andrea K. Thurnwald(+)

Kunstverlag Josef Fink,
Lindenberg im Allgäu

Die Produktion des Begleitbandes war Dank einer großzügigen Förderung durch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern möglich.

Das Buch erscheint im März 2023 und ist zum Preis von € 29,- im Evang. Museum Oberösterreich erhältlich.

EVANGELISCHE MIGRATIONSGESCHICHTE(N)
AM BEISPIEL PHILIPP PERSIUS (1569 – 1644), SEUCHENARZT[1]

Günter Merz

Epidemien prägten den Alltag der Menschen im 16. und 17. Jahrhundert. Es verging kaum ein Jahr, in dem nicht irgendeine Region Österreichs von einer Seuche heimgesucht wurde. Meistens standen die Menschen der Bedrohung hilflos gegenüber. Mit allerlei Mitteln, oft auch mit Zauberei oder religiösen Praktiken, besonderen Gebeten, Wallfahrten oder Amuletten versuchten sie sich zu schützen. Doch diese Mittel erwiesen sich als wirkungslos. Gute Ärzte erkannten schon damals, dass die Seuchen anders bekämpft werden mussten, mit wirksamen Heilmitteln, vor allem aber mit strenger Hygiene.

Philipp Persius[1] war einer dieser Ärzte. Er stammte aus dem Südharz im Norden des heutigen deutschen Bundeslandes Thüringen. Eigentlich sollte er Theologe werden, doch er entschied sich für Medizin und studierte an bedeutenden Universitäten in Deutschland, der Schweiz und Italien. Mit Theologie beschäftigte er sich, ähnlich wie sein Zeitgenosse Johannes Kepler, dennoch zeitlebens. Vermutlich lernte Persius an den Universitäten junge evangelische Adelige aus Oberösterreich kennen. Sie überredeten ihn, eine Stelle als Amtsarzt im Dienst der oberösterreichischen Stände anzutreten. Zuerst in Freistadt, später dann in Linz lernte er die Leiden und Sorgen der Menschen kennen. Besonders Seuchen beschäftigten den jungen Arzt, denn in Zeiten der Epidemie waren die Menschen oft alleingelassen. Sie mussten sich isolieren, konnten keinen Arzt aufsuchen und keine Heilmittel erwerben.

Schon bald erwies sich Persius als besonders fähig und weitblickend. Das erkannten auch die Vertreter der Landstände und ernannten Persius 1617, als gerade eine Fleckfieberepidemie das Land heimsuchte, zum Magister sanitatis, dem Hauptverantwortlichen für die Seuchenbekämpfung, vergleichbar dem heutigen Landessanitätsdirektor.

Wappen des Philipp Persius von Lonstorff, Persius-Epitaph, Ortenburg-Steinkirchen.
Foto: Förderkreis Bereich Schloss Ortenburg

Aus protestantischer Überzeugung, aber auch seiner wissenschaftlichen Einsicht folgend, erkannte Persius, dass die wichtigste Maßnahme zur Seuchenbekämpfung die Aufklärung der Menschen war. Erst wenn alle verstanden, dass die Verantwortung jedes einzelnen für Hygiene gefordert war, konnte die Seuche eingedämmt werden. Von Körperpflege über die Behandlung von Lebensmitteln oder die Haustierhaltung bis hin zum Umgang mit Kranken reichten die Mahnungen des Arztes. Die Städte forderte er zur Entsorgung von Abfall und Abwasser und zur Reinigung der Straßen auf und trat, ganz im

1 Ausführliche Biographie des Philipp Persius mit Quellenangaben: Begleitband zum Gesamtprojekt Evangelische Migrationsgeschichte(n). Kurzbiographie in der Sonderausstellung.

Sinne Luthers, dafür ein, dass die Toten außerhalb der Stadt und ausreichend tief zu begraben waren. Seiner christlichen Einstellung entsprechend dachte er auch an jene Menschen, die sich weder eine teure ärztliche Behandlung noch teure Medikamente leisten konnten. Für sie entwickelte er Heilmittel aus heimischen und leicht erreichbaren Pflanzen und anderen Substanzen.

Alles das fasste er in einem Büchlein zusammen, das er in deutscher Sprache und allgemein verständlich verfasste. Die Menschen sollten in die Lage versetzt werden, sich in Seuchenzeiten selbst helfen zu können. Seinen adeligen Auftraggebern war das Erscheinen des Buches zunächst gar nicht recht. Auch wenn sie Protestanten waren, wollten sie das Volk in größerer Abhängigkeit von der Obrigkeit und den ihr verpflichteten Ärzten halten. Doch Persius setzte sich durch. 1521 wurde sein „Pestilenzbüchlein" erstmals in Linz gedruckt. Seinen Glauben brachte Persius dadurch zum Ausdruck, dass er ihm einen Vers aus dem Buch Jeremia voranstellte: „GOTT der Allmächtige redet durch den Propheten: So bessert nun eure Wege und euer Tun und gehorcht der Stimme des HERRN, eures Gottes, so wird den HERRN auch gereuen das Übel, das er gegen euch geredet hat." (Jer. 26,13). Am Ende des Buches heißt es: „Der Allmechtige GOtt verleihe jeden zu erzehlten Mitteln sein Göttliche Gnad Segen und Gedeyen Amen Soli Deo gloria" (Der allmächtige Gott verleihe allen genannten Mitteln seine göttliche Gnade, Segen und Erfolg. Amen Allein Gott die Ehre!).

Als sich 1625 wieder eine Seuche in Oberösterreich ausbreitete, wurde das Büchlein neu aufgelegt. Doch inzwischen hatte sich die religionspolitische Lage im Land dramatisch verändert. Die evangelischen Prediger und Lehrer mussten 1624 das Land verlassen, die Menschen wurden aufgefordert katholisch zu werden oder ebenfalls auszuwandern. Persius blieb seiner evangelischen Überzeugung treu, zugleich sah er sich als Arzt verpflichtet, gerade im Seuchenjahr den Menschen vor Ort zu dienen. Vielleicht hoffte er auch, dass mit ihm auf Grund seines Ansehens eine Ausnahme gemacht werden könnte. Erst zwei Jahre vorher, 1623, hatte Kaiser Ferdinand II ihn in den Adelsstand erhoben. Seither nannte er sich Persius von Lonstorff.

„1521 wurde sein Pestilenzbüchlein erstmals in Linz gedruckt."

Die Ausgabe des Pestilenzbüchleins zeigt die Veränderung: Der Satz am Ende des Buches wurde durch einen Vers aus der katholischen Pfingstliturgie und einen lateinischen Psalmvers ersetzt. Die Vorrede richtete sich nicht mehr an die Landstände, die inzwischen ihre Macht verloren hatten, denn das Land wurde vom bayerischen Statthalter Graf Herberstorff regiert, sondern an den katholischen Burggrafen von Steyr, Graf Lamberg. Vielleicht hoffte Persius, dass Menschen wie Lamberg, der auch die Evangelischen respektierte, sich durchsetzen könnten. Außerdem stammte Maria Persius, die Frau des Arztes, aus Steyr.

Doch die Hoffnungen des Philipp Persius erfüllten sich nicht. 1627 hieß es auch für ihn Abschied nehmen. Zwar wurde er von den Behörden großzügiger behandelt als gewöhnliche Auswanderer, er erhielt einen Steuernachlass und gute Zeugnisse, die den Neuanfang in der Fremde erleichtern sollten, aber das Emigrantenschicksal blieb auch dem berühmten Arzt

nicht erspart. Wie sein Leidensgenosse Johannes Kepler zog Persius mit seiner Familie nach Regensburg. Doch dort holte ihn der später so genannte Dreißigjährige Krieg ein. Regensburg wurde zuerst von bayerischen, dann von schwedischen, dann wieder von bayerischen Truppen besetzt. Die Angst, dass die Stadt mit Gewalt „katholisch“ gemacht werden könnte, war groß. Da bot sich Persius die Gelegenheit zu einem Neubeginn. Wieder einmal wurde Niederbayern von einer Seuche heimgesucht. Auch im evangelischen Ortenburg starben viele Menschen. Zugleich suchte der Graf von Ortenburg einen Leibarzt. Die genauen Umstände der Berufung Persius´ nach Ortenburg sind nicht bekannt. Doch ab 1634 wirkte er als Arzt des Grafen und der einfachen Leute in der kleinen Grafschaft. 1644 starb er. Sein Grabmal mit einem von ihm selbst entworfenen Text ist in der Kirche Ortenburg-Steinkirchen erhalten.

1649 wurde in Linz das Pestilenzbüchlein wieder aufgelegt, ohne Widmung und ohne den Bibelvers auf der Titelseite. Die fachliche Qualität des Buches war unumstritten. Aber Hinweise darauf, dass der Autor ein überzeugter Protestant war, wurden sorgfältig ausgelöscht.

Kurtzer vnd klarer Bericht.

Wie man sich zu zeiten der Pestilentz / vnd andern inn Oesterreich gewöhnlichen Seuchen/Als:

Vngrischen Kranckheit/ Rhur / Petecchien / Breun / Kindsblattern vnd Flecken / vnd was sonsten mehr denen anhängig/verhalten/Dieselben recht erkennen/sich dafür fürsehen solle/ Vnd was in mangel eines Medici zugebrauchen.

Durch

PHILIPPUM PERSIUM, der Artzney Doctorn / des Ertz Hertzogthumbs Oesterreich ob der Enns ordinarium bestälten Medicum Seniorem zu Lintz.

Jeremiæ XXVI. Capitul.

GOTT der Allmächtige redet durch den Propheten:

So bessert nun ewer Wesen vnnd Wandel/ vnnd gehorchet der Stimme des HErrn ewers GOttes/ so wird den HErrn auch gerewen das vbel/daß er wider euch geredt hat.

Gedruckt zu Lintz/Durch Johann Blancken/ ANNO CHRISTI M.DC.XXI.

Philipp Persius, Pestilenzbüchlein, Erstausgabe 1621.
Foto: Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle (Saale)

Kurtzer vnd klarer Bericht:

Wie man sich zu Zeiten der Pestilentz / vnd andern in Oesterreich / gewöhnlichen Seuchen / Als:

Vngrischen Kranckheit / Ruhr / Petecken / Breun / Kindsblattern vnd Flecken / vnd was sonst mehr denen anhängig / verhalten / Dieselben sampt ihren Vrsachen recht erkennen / sich dafür vorsehen vnd bewahren solle / vnd was in mangel eines Medici zugebrauchen.

Auß Befelch der Löblichen Ständt deß Ertz Hertzogthumbs ob der Ennß / ꝛc. Zum andern mal vbersehen / corrigirt vnd verbessert /

Durch

PHILIPPVM PERSIVM, von Lonstorff / Philosophiæ & Medicinæ Doctorem, deß Ertz Hertzogthumbs daselbst damalln gewesten Archiatrum, Seniorem, vnd Ordinarium zu Lintz.

Anjetzo aber wider auffs Neew auffgelegt vnd vbersehen.

Gedruckt in der Keyserlichen HauptStatt Lintz / im Ertz Hertzogthumb Oesterreich ob der Enns / bey Wolff Kürnerin / Wittib. Im Jahr Christi 1649.

Philipp Persius, Pestilenzbüchlein, 3. Auflage 1649.
Foto: Merz)

TRANSMIGRATION NACH SIEBENBÜRGEN

Renate Bauinger

Bereits in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts breitete sich die Reformation Martin Luthers auch in den österreichischen Erbländern aus und als Kaiser Ferdinand I. 1564 verstarb, war bereits der überwiegende Teil seiner Untertanen protestantisch gesinnt.

Gemäß dem Grundsatz des Augsburgischen Religionsfriedens von 1555, dass die Untertanen die Religion ihres Landesherrn annehmen mussten, wurde die Gegenreformation mit Nachdruck durchgeführt und zwischen 1578-1600 die lutherischen Prädikanten und Lehrer aus dem Land ausgewiesen und der Protestantismus verboten. Im „Land ob der Enns" konnten im Bauernaufstand 1595/96 die Ausweisung der Prädikanten vorerst verhindert werden.

„... wurden 47 Familien aus ihren Betten geholt ..."

Dreißig Jahre später schien die Gegenreformation den gewünschten Erfolg erzielt zu haben: Die Niederlage der Aufständischen im Bauernkrieg von 1626 bedeutete vorerst auch das Ende des Protestantismus.

In einigen schwer zugänglichen Gebieten der Alpen, in Kärnten, der Steiermark und im Salzkammergut, sowie im Land ob der Enns konnten Bekenner des lutherischen Glaubens jedoch heimlich, im Verborgenen, ihren Glauben weiter ausüben und von Generation zu Generation weitergeben.

1712 wurden im Salzkammergut wieder geheime lutherische Gottesdienste erwähnt. Als 1733 Graf Seeau auf Druck der Obrigkeit gegen die lutherisch Gesinnten Maßnahmen ergriff und Auswanderung in lutherische Länder versprach, kamen etwa 270 Familienväter der Aufforderung nach, bekannten sich zum lutherischen Glauben und baten um die Ausreisepässe.

Vordergründig waren es religionspolitische Motive, die zu diesen Deportationen, in der damaligen Kanzleisprache Transmigrationen, nach Siebenbürgen führten. Wirtschaftspolitische Motive führten zu dem Entschluss, die Rädelsführer der „verstockten Irrgläubigen", als die man die Lutheraner einstufte und ihnen deshalb auch das Auswanderungsrecht vorenthielt, innerhalb der eigenen Staatsgrenze zu behalten. Die unerwünschten Protestanten sollten als Steuerzahler erhalten bleiben und da es in dem zum Habsburgerreich gehörenden Siebenbürgen Lutherische gab, beschloss man sie dahin abzuschieben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1734 wurden 47 Familien aus ihren Betten geholt und in einem Haus bis zum Abtransport festgehalten. Mitnehmen durften sie ein Fässchen mit eigenen Sachen. Nach ein paar Tagen Wartezeit wegen Hochwasser, konnte der Transport am 17. Juni unter militärischer Begleitung, von Steeg am Hallstätter See nach Siebenbürgen abgehen, wo durch die Jahrzehnte andauernden Kriege und Pestepidemien massive Bevölkerungsverluste zu verzeichnen waren. Der Kolonisationsgedanke war somit sicherlich auch eine Überlegung, da eine Zuwanderung protestantischer Siedler in die bestehenden Dorfgemeinschaften, die den Aufbau ihrer neuen Existenz aus eigenen Mittel finanzieren konnten, auch seitens der sächsischen Dorfbewohner und der sächsischen Politiker erwünscht war.

Durch den Tod Kaiser Karl VI. gerieten zunächst die Problematik des Protestantismus und die Transmigrationen in Vergessenheit. Erst 1750 begann sich Kaiserin Maria Theresia mit den im Lande ob der Enns, in der Obersteiermark und in Kärnten verbliebenen Protestanten zu befassen. Knapp 3000 Protestanten wurden

zwischen 1752 und 1758 nach Siebenbürgen deportiert, die meisten von ihnen mussten die unter 15-jährigen Kinder zur katholischen Erziehung zurücklassen.

Und ganz anders verlief die Ankunft der unter Kaiserin Maria Theresia deportierten Evangelischen nach Siebenbürgen. Die Kaiserin stand vor einer völlig anderen Lage als ihr Vater 1734, da in Siebenbürgen die Zahl der Bewohner der sächsischen Nation angewachsen war und es in den sächsischen Dörfern nur sehr wenig freie Häuser und Grund gab. Insgesamt waren es 17 Transporte aus dem Land ob der Enns, aus den Bezirken Gmunden, Vöcklabruck, Wels und Kremsmünster.

In dem kaiserlichen Reskript vom 23. September 1753 versprach die Kaiserin allen Transmigranten die freie Religionsausübung in Siebenbürgen, Grund und Boden und neue Häuser, die sie für billiges Geld erwerben könnten, Nachsenden des vollständigen Erlöses ihrer zurückgelassenen Liegenschaften, drei Jahre Steuerfreiheit, Nachsendung der zurückbehaltenen Ehegatten und Kinder, wenn sie sich angesiedelt hätten und Eingliederung als freie Bürger in die Sächsische Nation. Jene Transmigranten, deren Eigenmittel für eine Existenzgründung ausreichten, sollten in einzelnen Dörfern mit Bodenreserven angesiedelt werden. Wer keine Bauernwirtschaft erwerben konnte oder wollte, sollte sich als Handwerker oder Tagelöhner in den Städten niederlassen.

Diese Transmigrationen bedeuteten für die Regierung der Kaiserin einen beachtlichen finanziellen Aufwand, da die Kosten der Deportation und die sehr hohen Summen zur Verpflegung in Siebenbürgen vorgeschossen werden mussten, weil sich die Veräußerung der zurückgelassenen Vermögen über viele Jahre hinzog (teilweise bis 1772).

Durch die Trennung der Familien und die sehr schwierigen Bedingungen einer Ansiedlung in Siebenbürgen, gab es unter diesen Deportierten sehr viele Todesopfer zu beklagen. Vor allem Eltern, die von ihren Kindern getrennt wurden, fehlte oft die Kraft und Hoffnung für einen Neubeginn.

Ihren sieben Kindern, die sie anders als bei den karolinischen Deportationen zurücklassen mussten, schrieb das 1754 transmigrierte Ehepaar Gruber im November des gleichen Jahres: „wohnen bey unsern Landsleuten, welche vor 20 Jahren seyn hereinkommen in Neppendorf nache bey Hermannstadt … haben aber wegen eurer viel heißer Tränen vergossen, als wir von den nachkommenden gehöret, daß ihr euch zur catholischen Religion bekennet und dabei doch kein ruhiges Gewissen habt: bitte euch von Grund unseres Herzens: Betrachtet doch die Ewigkeit und leydet lieber ein klein Zeit Verfolgung dabei man doch ein gutes Gewissen behalt … Bitten euch von Herzen, wann die anderen hereinkommen, so kommt auch mit euer Sachel und Büchel bringts auch mit, die werden niemand genohmen; die Leut die außn Landl seyn geführet worden, seyn alle bei uns in Siebenbürgen und haben alle den evangelischen Gottesdienst; alle unsere Kinder grüßen wir herzlich und befehlen euch in den Schutz des Allmächtigen, eure getreuen Eltern bis in Todt.“

EINGLIEDERUNGSPROZESS DER TRANSMIGRIERTEN ÖSTERREICHISCHEN PROTESTANTEN IN SIEBENBÜRGEN AM BEISPIEL VON NEPPENDORF

Renate Bauinger

In vielen siebenbürgisch-sächsischen Ortschaften wurden österreichische Protestanten angesiedelt. Ihre Spuren haben sich jedoch nur in drei siebenbürgischen Gemeinden bis in die Gegenwart erhalten: Neppendorf (rumänisch Turnisor), Großau (Cristian) und Großpold (Apoldu de Sus).

Lassen sich dabei unter diesen drei „Landlergemeinden" auch viele Gemeinsamkeiten ausmachen, so gibt es doch eigene Merkmale: die unterschiedlichen Herkunftsgebiete in Österreich, die staatlicherseits getroffenen Maßnahmen für die Ansiedlung waren verschieden, die Zahl der angesiedelten Transmigranten in den einzelnen Orten war unterschiedlich, sie kamen zu unterschiedlichen Zeitpunkten und fanden in dem jeweiligen Ansiedlungsort dadurch unterschiedliche Bedingungen vor. Die Folge davon war ein unterschiedlich verlaufender Eingliederungsprozess der Transmigranten in den drei Gemeinden.

„... wurden 47 Familien aus ihren Betten geholt ..."

Von den sieben Transmigranten-Transporten der karolinischen Umsiedlungen kamen 440 Personen, das sind 70%, nach Neppendorf. Sie stammten aus fünf benachbarten Ortschaften, allen voran Goisern (2/3) gefolgt von Hallstatt, Ischl, Gosau und Laufen.

Eine günstige Voraussetzung für die angestrebte rasche Assimilierung sah man darin begründet, dass beide Gruppen „teutscher Nation und ihres Glaubens Genossen seiyndt".

Der erste Schritt zu einer Gleichstellung mit den ansässigen Siebenbürger Sachsen wurde bei der Ankunft des ersten Transportes gesetzt: Die Transmigranten wurden in die evangelische Glaubensgemeinschaft der Siebenbürger Sachsen aufgenommen, nachdem sie eine aus 74 Glaubensfragen bestehende Prüfung abgelegt hatten.

Dadurch, dass den Transmigranten leerstehende Häuser und Höfe zugeteilt wurden, hatten sie keine Möglichkeit, ihre gewohnte Siedlungs- und Bauweise zu übertragen. Es kam somit zu keiner Segregation oder Bildung von ethnischen Kolonien, sondern zu Partizipation an Einrichtungen des Aufnahmesystems: das Einbeziehen in die damals schon bestehende Nachbarschaften[1].

Die wirtschaftliche Gleichstellung von Landlern und Sachsen zeigt sich in den gleichen ökonomischen Bedingungen, der gleichen Beschäftigung als Bauern und Handwerker, sowie durch die Aufnahme der Transmigranten 1852 in die Zunft der sächsischen Handwerker, vorerst jedoch mit Arbeitseinschränkungen für die Neuankömmlinge.

Als Grad der Angleichung an die Aufnahmegesellschaft kann wohl auch die bald nach der Niederlassung eintretende Positionsbesetzung durch die Zugewanderten gesehen werden, sowohl im kirchlichen Leben als auch im politischen Gemeindeleben.

1747, 13 Jahre nach der Ansiedlung der ersten Transmigranten, wurde zum ersten Mal ein Transmigrant in das Amt des Kirchenvaters[2] bestellt.

Ab 1765 setzte sich dann die Ordnung durch, dass ein Kirchenvater Sachse und der zweite Landler ist.

1776 wurde zum ersten Mal ein Transmigrant als Dorfrichter gewählt. Die Bestellung des Orts-

1 *vermutlich auf die germanische Markgenossenschaft zurückgreifende Gemeinschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung*

2 *Leitende Funktion innerhalb der Kirchengemeinde*

richters sowohl aus den Reihen der Alteingesessenen als auch der Transmigranten wurde in den folgenden Jahren zur Regel. 1819 bekleidete der erste Landler die Ämter des Schulrektors und des Predigers.

Der Erwerb sprachlicher Fertigkeiten ist die zentrale Vorbedingung jeder Eingliederung, ohne die eine Kontaktaufnahme zur einheimischen Bevölkerung kaum möglich ist. Die deutsche Sprache und somit die Verständigung mit Behörden, stellte für die Transmigranten nach den vorhandenen Briefen zu urteilen, sicherlich kein Problem dar. Bei der Ankunft der ersten Transmigranten in Neppendorf war die deutsche Sprache den meisten sächsischen Bauern jedoch nicht geläufig, Gottesdienst und Schulunterricht wurden daher in sächsischer Mundart gehalten.

Das Siebenbürgisch-Sächsische blieb bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts die offizielle und gängige Umgangssprache der Sachsen, und es ist anzunehmen, dass nach der Einwanderung der Landler, mit Rücksicht auf diese, die Gottesdienste in Neppendorf teilweise in deutscher Sprache abgehalten wurden.

Wie die Kinder der Deportierten sich im Schulunterricht verständigten ist nicht bekannt. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1816 heißt es, dass der Unterricht drei Tage in sächsischer und drei Tage in deutscher Sprache gehalten wurde.

Erst nach und nach erlernte jeder des anderen Dialekt und es bildeten sich bestimmte Regeln in den Umgangsformen und in der Umgangssprache heraus: Trat man z.B. in einen Hof ein, so grüßte man in der Mundart des Hofbesitzers und auch das weitere Gespräch wurde in dieser Mundart geführt. Begegnete man einander jedoch auf der Straße, so hatte der Jüngere den Älteren in dessen Mundart zu grüßen.

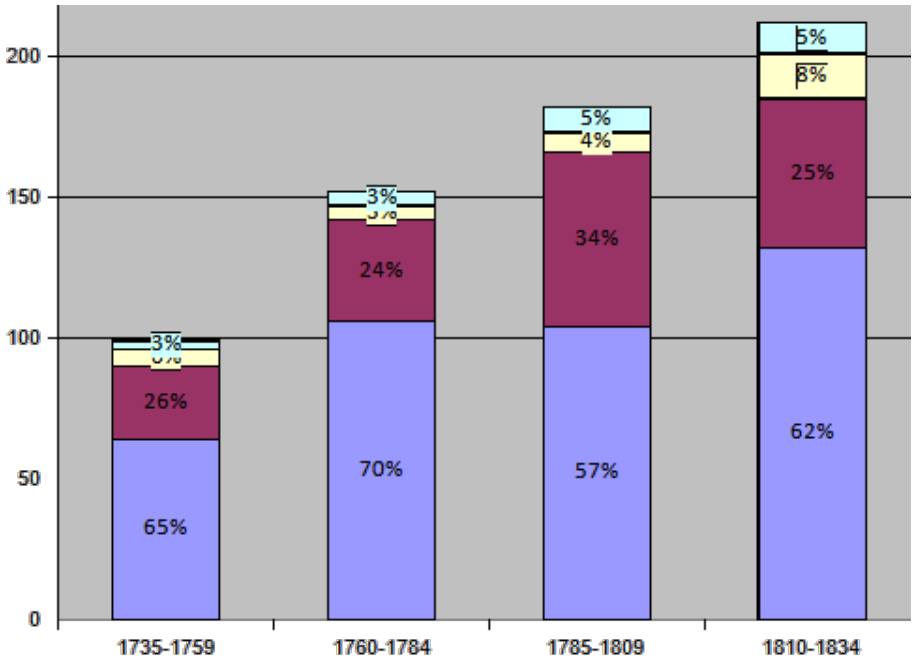
Auffallend bei der Analyse der Briefe war die Selbstbezeichnung der österreichischen Protestanten. Anfangs bezeichneten sie sich als Salzkammergutarbeiter oder Untertanen. Sobald die Emigration vollzogen war, sahen sie sich als „geweste Salzkammerguter", Emigranten oder Transmigranten. Dies deutet wohl darauf hin, dass nach 30 Jahren die Bindung zum Herkunftsland allmählich abbricht. Im Aufnahmesystem entsteht nun eine eigenständige Gruppe, die sich nicht den Siebenbürger Sachsen zurechnet: Deutsche, später Landler, als Sammelbegriff für alle Transmigranten.

Das Fehlen eines ethnischen Zugehörigkeitsgefühls geht auch aus anderen Dokumenten hervor: „Neppendorf, nur 1000 Schritte von der Stadt entfernt, mit 65 sächsischen, 140 Transmigranten, 60 walachischen Familien ...". Einen ganz anderen Verlauf nimmt jedoch die Einstellung zum Aufnahmeland, bezeichnend dafür ist der Osterwunsch, den die Bruderschaften 100 Jahre nach der Einwanderung dem Pfarrer überbrachten: „Johann Lichtenecker bin ich genannt, Siebenbürgen ist mein Vaterland".

Interethnische Kontakte wurden erstmals am 4. Januar 1738 aufgezeichnet: Eine Deportierte aus dem Salzkammergut war bei der Taufe eines sächsischen Kindes Patin. Vier Jahre nach der ersten Einwanderung findet sich in der Matrikel von Neppendorf die erste Eintragung über die Eheschließung eines Sachsen und einer Deportierten. 1745 kommt es zur Eheschließung eines Emigranten mit der Tochter eines reichen, alteingesessenen Sachsen. Bei „Mischehen" zwischen Landlern und Sachsen wechselte die Frau ab der Eheschließung in die Volksgruppe des Mannes.

In verschiedenen Bereichen des Vereinsleben blieben die ethnischen Grenzen bestehen z. B. schlossen sich die jungen Transmigranten nicht der bestehenden sächsischen Bruderschaft an, sondern waren in eigenen Bruderschaften organisiert.

Als eine Minderheit innerhalb der Minder-



Trauungen (absolut) 1735 - 1834

heit der Siebenbürger Sachsen kann der „nationale“ Status der Landler bezeichnet werden, eine Assimilation ins Sächsische blieb aus. Die Transmigranten entwickelten eine eigene Identität und stellten ihre österreichische Herkunft, erkennbar in Mundart, Kleidung und Speisen, den „Alteingesessenen“ mit der sächsischen Mundart und der sächsischen Tracht, gegenüber. Auch die sie mit den Sachsen verbindende Konfession konnte diese Gegensätze nicht überbrücken. Begünstigt wurde dieses wohl auch durch das in Neppendorf bestehenden Zahlenverhältnis zwischen Transmigranten-nachkommen und alteingesessener sächsischen Bevölkerung: 2/3 zu 1/3.

FLUCHT AUS SIEBENBÜRGEN

BERICHT ÜBER FLUCHT UND VERTREIBUNG MEINER FAMILIE NACH ERZÄHLUNGEN DER ELTERN UND VERWANDTEN AUS DEUTSCH-ZEPLING, SIEBENBÜRGEN, RUMÄNIEN, UND ANKUNFT IN ÖSTERREICH

Maria Scherer, Gallspach

FLUCHT AUS SIEBENBÜRGEN

Am 7. September 1944 erteilte der General der Waffen-SS, Arthur Phleps, den Befehl zur Evakuierung der deutschsprachigen Bevölkerung Nordsiebenbürgens. Dieses Gebiet war seit 1940 Teil Ungarns. Als im Sommer 1944 Truppen der Roten Armee Rumänien erreichten, und das bis dahin mit dem „Großdeutschen Reich" verbündete Land auf die Seite der Sowjetunion wechselte, fürchteten die Verantwortungsträger der Siebenbürger Sachsen die Rache der siegreichen Feinde.

Die folgenden Berichte von der Flucht aus Deutsch-Zepling und den ersten Jahren in Oberösterreich haben Frau Katharina Holzinger und ihre Nichte Frau Maria Scherer aus Gallspach zur Verfügung gestellt. Vermittelt wurden die Unterlagen durch Frau Kuratorin Brigitta Obwaller.

Herzlichen Dank dafür!

Im 2. Weltkrieg, am 11. September 1944, wurden deutschsprachige Bewohner von Siebenbürgen verständigt, dass sie die nötigsten Dinge zusammenpacken sollten und am nächsten Tag, dem 12. September, Deutsch-Zepling verlassen müssten (wegen Einmarsch der Russen). Meine Großeltern und Eltern (damals noch 16 und 18 Jahre alt) packten ihre Kleidung sowie Essvorräte und andere wenige Dinge auf jeweils einen Pferdewagen. Da sie Bauernhöfe hatten, schlachteten sie Schweine, brieten das Fleisch, übergossen es und nahmen es mit. Ebenso nahmen sie jeweils eine Kuh mit. Die Wertsachen vergruben sie. Mein Vater flüchtete mit seinem Vater, seiner Großmutter und seiner Schwester, meine Mutter mit ihren Eltern, drei Schwestern, einem Neffen und zwei Großmüttern.

Sie fuhren durch Rumänien und Ungarn, oft auch nachts. Im November 1944 erreichten sie Niederösterreich, wo sie bis zum Frühjahr 1945 blieben, und arbeiteten auch dort. Meine Mutter und Tante gingen meistens zu Fuß, da auf dem Wagen nicht so viele Leute Platz hatten – es waren ungefähr 800 Kilometer. In Niederösterreich bekamen sie Quartier bei Familien, wo sie auch arbeiteten.

Im Frühling 1945 flüchteten sie weiter nach Oberösterreich. Sie kamen in Hiering, Gallspach an, wo sie einige Zeit bei Bauern in der Scheune wohnten. Dann wurde ein Barackenlager in Gallspach oberhalb der Post errichtet, in welchem sie einige Zeit wohnten. Dann kamen sie in ein großes Barackenlager in Hofkirchen/Trattnach, in welchem meine Eltern, mein Großvater, meine Urgroßmutter und ich (geb. 1953) bis 1955 wohnten. Meine Großeltern mütterlicherseits, zwei Urgroßmütter sowie zwei Tanten wohnten bis 1959 im Lager in Hofkirchen, eine Tante und ein Cousin noch länger im Lager Spallerhof in Linz. Mein Vater arbeitete bei einem Bauern in St. Georgen, meine Mutter und meine Tante arbeiteten bei einem Bauern in Hofkirchen. Nachher arbeitete mein Vater als Maurer. Einkaufen konnte man mit Lebensmittelmarkerl. Bei den Bauern gab es auch Essen.

Das Lager bestand aus angestrichenen Brettern. Jede Familie bewohnte einen Raum. Das

Wasser wurde vom Brunnen geholt, es gab ein Außen-WC. Geheizt und gekocht wurde mit einem Kohleherd. 1955 übersiedelten wir nach Gallspach, wo 1956 meine Schwester geboren wurde.

Nachtrag: Im Sommer 1944 kamen Flüchtlinge aus der Ukraine, die verpflegt wurden und in Deutsch-Zepling übernachteten. Kurz darauf passierte dasselbe in Siebenbürgen.

Österreichischer Personalausweis für Flüchtlinge und Vertriebene nach 1945. Der Ausweis gehörte der Großmutter bzw. Urgroßmutter der Berichterstatterinnen.

Foto: Privat

FLUCHT AUS SIEBENBÜRGEN

ERINNERUNGEN AN MEINE KINDHEIT IM LAGER HOFKIRCHEN/TRATTNACH UND ERZÄHLUNGEN MEINER ELTERN VON IHRER FLUCHT AUS SIEBENBÜRGEN/RUMÄNIEN

Katharina Holzinger, Gallspach

Als eineinhalbjähriges Mädchen flüchtete ich im September 1944 mit meinen Eltern, Schwestern, Großeltern und Verwandten mit Ross und Wagen und dem Notwendigsten von Deutsch-Zepling in Siebenbürgen über Ungarn nach Mistelbach in Niederösterreich, wo wir bis September 1945 blieben. Wir wollten nach Deutschland, aber dieser Plan wurde zerstört und so kamen wir nach Hiering bei Grieskirchen zum Wieser-Bauer, wo wir in der Scheune nächtigten. Dort blieben wir bis Oktober 1945. Dann kamen wir nach Gallspach in eine Baracke. Am 27. September 1946 wurden wir nach Hofkirchen/Trattnach ins Lager Nr. 903 übersiedelt.

Die Lebensmittel waren sehr knapp und am Schwarzmarkt sehr teuer, sodass auch viele hungerten. Auf die Lebensmittelkarten gab es nur ½ kg Brot in der Woche.

Das Lager bestand aus großen Räumen, wo mehrere Familien beisammen wohnten, später wurde durch Bretter abgeteilt. Es gab einen großen Saal, der für Veranstaltungen genutzt wurde. Meine Schwester Maria feierte in diesem Saal Hochzeit. Weihnachten feierten wir Kinder im Saal mit einem Krippenspiel, dies wurde vom Lagerleiter organisiert. In diesem Saal wurden auch die evangelischen Gottesdienste von Pfr. Ziegler gehalten.

Die ersten Monate der Volksschule wurden die Kinder im Lager unterrichtet, später durften wir die Volksschule in Hofkirchen besuchen. Im Lager waren viele Kinder, mit denen ich spielte, und so verbrachten wir auch schöne Stunden.

In der Mitte des Lagers befand sich ein Brunnen, wo alle das Wasser holten. Es gab eine Gemeinschaftsküche, wo miteinander gekocht wurde. Jede Familie konnte sich einen kleinen Gemüsegarten zur Selbstversorgung anlegen. Mein Vater baute einen Schweinestall, so hatten wir zu essen.

Bis 1959 blieben wir im Lager, meine Eltern hatten ihr Haus im Rohbau in Gallspach fertig. Leider verstarb mein Vater im Alter von 59 Jahren. So zog ich mit meiner Mutter und zwei Großmüttern nach Gallspach.

Konfirmandinnen in Deutsch-Zepling um 1940.
Foto: Privat

ERDHÜTTEN
IN OBERÖSTERREICH IM 20. JAHRHUNDERT

Günter Merz

Gegen Ende des 2. Weltkriegs kamen hunderttausende Flüchtlinge nach Oberösterreich. Scheunen, leerstehende Gebäude, Baracken und Fabrikshallen dienten als vorübergehende Unterkünfte. Viele Flüchtlinge kamen auch bei Gastfamilien unter. Doch der Bedarf an Quartieren war größer. Deshalb wurden besonders im Innviertel, aber auch im Raum Vöcklabruck/Gmunden Erdhüttenlager errichtet.

Hans Holzträger, der als junger Mann die Flucht aus Deutsch-Zepling/Siebenbürgen nach Oberösterreich miterlebte und später als Pfarrer in Hessen wirkte, hat die Erdhüttenlager dokumentiert.[1]

„Die Erdhütten hatten ein Ausmaß von 12 m Länge und 5 m Breite. Sie waren 0,60 m – 1,20 m in die Erde versenkt. Die Firsthöhe betrug zwischen 1,90 m- 2,40 m. Das Dach reichte unten bis zum Erdniveau. Die Dachfläche wurde aus 6 – 24 mm starken Brettern hergestellt und mit Erdreich bedeckt. An einer Giebelseite befand sich ein kleines Fenster. In der Erdhütte waren an beiden Längsseiten Liegepritschen angeordnet, auf ihnen Stroh und Waldgras aufgeschüttet. Am Mittelgang stand ein Ofen. Der Boden und die Seitenwände der Baugrube waren (nicht überall) mit Brettern ausgekleidet.“[2] Viele dieser Lager wurden schon Ende 1945 aufgelöst und die Menschen in Baracken eingewiesen. Zwei Lager mit insgesamt 41 Erdhütten befanden sich in Neukirchen an der Enknach. Dort wurden die letzten Erdhütten erst 1951 abgerissen. Auch in Regau gab es ein Lager mit 36 Hütten. Sie waren bis 1952 bewohnt.[3]

Ein Flüchtling, der bis Weihnachten 1945 in einer Erdhütte in Raab lebte, schildert den Alltag: „Keine elektr. Beleuchtung, kaum Talgkerzen, keine Wasserversorgung, bei einem Häusler haben wir uns das Trinkwasser in einem Eimer herbeigeschafft. Ein primitiver Reihen-Abort. Wenn es regnete – und in diesen Monaten hat es viel geregnet – floß eine bräunliche Flüssigkeit, Erde mit Lehm vermischt, von der Dachfläche in die Erdhütte hinein, auf die Betten, überall hin. Und kein Ausweg, denn alle Schulen und Gasthäuser waren mit Flüchtlingen aus dem Rheinland und aus Berlin belegt. Die Bauern aber konnten kaum gezwungen werden, Flüchtlinge in ihre Häuser aufzunehmen.

„Keine elektrische Beleuchtung, … keine Wasserversorgung …“

Obgleich unsere Leute in den Schacherwald-Erdhütten ehrlich waren, begegnete man uns mit viel Mißtrauen. Der andere deutsche Dialekt, die Volkstracht und der andere Glaube, denn wir waren ja „Lutherische“. …“[4]

Die Unterlagen für diesen Beitrag verdanke ich Herrn Konsulent Ing. Stefan Ziekel, Mauerkirchen.

---

1 Die Erdhüttenlager in Oberösterreich 1944 – 1952. Eine Dokumentation von Pfarrer Hans Holzträger, München 1974 (Die Deutschen aus Ungarn. Schriftenreihe der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn in Bayern e.V., 7).

2 Dokumentation, S. 5.

3 Dokumentation, S. 21.

4 Dokumentation, S. 16.

Bewohner vor dem deprimierenden Hintergrund einer Erdhütte
in Neukirchen a. d. Enknach

Erdhüttenlager in Neukirchen an der Enknach,
Foto aus: Die Erdhüttenlager in Oberösterreich 1944- 1952.

DAS LANDLERMUSEUM IN BAD GOISERN
(TRANS)MIGRATIONSGESCHICHTE

Renate Bauinger

Einleitung

Zwischen 1734 und 1737 wurden unter Kaiser Karl VI. aus dem Inneren Salzkammergut im Zuge der Gegenreformation 624 Evangelische in das heute zu Rumänien gehörende Siebenbürgen deportiert oder – wie es in den Akten der Wiener Hofkanzlei heißt – transmigriert. Maria Theresia setzte diese Transmigrationen von 1752 bis 1758 und von 1773 bis 1776 fort, wobei ca. 4.000 Evangelische aus Oberösterreich, Kärnten und der Steiermark ihre Heimat verlassen mussten [1].

Deren Nachkommen werden seit Ende des 18. Jahrhunderts „Landler" genannt, nach dem „Landl", dem Gebiet zwischen den Orten Gmunden, Vöcklabruck und Wels, aus dem die zahlenmäßig stärkste Gruppe der Transmigranten kam [2].

In drei siebenbürgischen Gemeinden in der Nähe von Hermannstadt/Sibiu (in Neppendorf/Turnisor, Goßau/Cristian und Großpold/Apoldu de Sus) konnten diese über Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart ihre österreichische Identität bewahren[3]. Gegenwärtig leben nur noch etwa 150 Landler in den drei siebenbürgischen Gemeinden.

1. Entstehungsgeschichte des Landlermuseums

Mit dem Fall des „Eisernen Vorhanges" kam es 1989/90 zum Exodus der Landler – die meisten von ihnen verließen fluchtartig das Land und ließen sich vor allem in der Bundesrepublik Deutschland nieder, nur wenige fanden in Österreich ein neues Zuhause. Der Untergang der siebenbürgischen Kultur, zu der auch die der Landler gehört, war damit vorprogrammiert und vor allem für Außenstehende greifbar geworden, denn in der Hektik der Auswanderung wurde das von Generationen Geschaffene zum wertlosen Ballast, der der Zukunft im verheißungsvollen Westen im Wege stand und von dem man sich so schnell wie möglich befreien wollte. So wechselten Trachten, Bauernmöbel und Haushaltsgegenstände aber auch Häuser und Höfe zu Spottpreisen ihre Besitzer. Bibeln und Gesangbücher, für die unter den andersprachigen und andern Religionen zugehörigen Mitbürgern keine Abnehmer gefunden werden konnten, wurden großteils verschenkt oder bei den Pfarrämtern abgegeben[4].

„... Untergang der siebenbürgischen Kultur, zu der auch die der Landler gehört, war damit vorprogrammiert ..."

Es ist wohl vor allem der Privatinitiative von Frau Lore-Lotte Hassfurther zu verdanken, dass Vieles gerettet werden konnte. Die Wienerin kam in den achtziger Jahren mit der österreichischen Siebenbürgenhilfe nach Rumänien, ihr Interesse galt jedoch vor allem der Volkskultur der österreichischen Nachkommen. Damals lebten noch etwa 4000 Landler in den drei Landlerdörfern bei Hermannstadt (Sibiu)[5]. Diese

1 BAUINGER-LIEBHART R., Neppendorf. Monographie des Ortes, 2005, S. 52

2 BAUINGER-LIEBHART R., Neppendorf. Monographie des Ortes, 2005, S. 40

3 BOTTESCH, GRIESHOFER, SCHABUS (Hrsg.), Die siebenbürgischen Landler

4 BAUINGER-LIEBHART R., Neppendorf. Monographie des Ortes, 2005, S. 110f

5 KLIMA H., Die Landler (Manuskript), Privatarchiv

waren wegen der unzureichenden Versorgung auf die Hilfe aus dem Ausland angewiesen und dankbar gaben sie den Helfern aus Österreich, die sie mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgten, als Gegengabe Textilien und Trachtenstücke, die so den Weg nach Österreich fanden. Für Lore-Lotte Hassfurther war dies der Beginn einer Sammeltätigkeit und wohl auch nach 1989 ausschlaggebend für ihren persönlichen Einsatz für die Errichtung eines Museums der Landler in Österreich.

Von Wien angeregt und von Siegfried Pramesberger aufgegriffen, konnten in Goisern, als „Heimat der Landler", die notwendigen Räumlichkeiten gefunden, mit Unterstützung der Marktgemeinde Bad Goisern, der OÖ. Landesregierung und des Bundesministeriums für Unterricht und Kultur renoviert, für die Museumszwecke adaptiert und eingerichtet werden.

Am 27. Juni 1992 wurde das Landlermuseum im Erdgeschoß des Heimatmuseums Bad Goisern - im Jahre 1981 vom Heimatverein im ehemaligen „Auszugshaus" der Goiserermühle eingerichtet - feierlich eröffnet.

2. Funktion und Ziele

Zu den schon vorhandenen Sammelstücken wurden innerhalb kurzer Zeit - der Auswanderungswille der Landler ließ dafür nicht viel Zeit - gezielt weitere landlerische Kulturgüter angekauft, Zeugnisse einer kleinen Volksgemeinschaft, die über Jahrhunderte hinweg in einer multikulturell geprägten Gesellschaft ihre nationale und kulturelle Identität bewahrt hatte. Außerdem war man bestrebt, auch Sammelstücke aus dem ethnischen Umfeld der Landler, vor allem der Siebenbürger Sachsen, aber auch der Rumänen und Roma zu erwerben. So kann gegenwärtig das Landlermuseum mit seinen über 350 ausgestellten Originalobjekten einen Überblick über die 275-jährige Geschichte und die Lebensweise der Landler in Siebenbürgen geben.

Der Sammlungsbestand ist ein Spiegelbild landlerischer Kulturgeschichte von den Anfängen (Mitte des 18. Jahrhunderts) bis zur Gegenwart, wobei der Großteil der Objekte den Zeitraum 1850-1930 belegt. Der Museumsbesucher wird zu einer Entdeckungsreise in ein fremdes

Heimat- und Landlermuseum Bad Goisern

Land, in dem die vielen verschiedenen Völker einander gegeben und voneinander genommen haben, mitgenommen. Auf kleinem Raum ist es durch eine geschickte Auswahl und Aufstellung der Exponate gelungen, dem Besucher folgende Säulen des Landlertums zu vergegenwärtigen:

- Ursachen und Zweck der Transmigration anhand von Briefen, Karten- und Bildermaterial
- Zeugnisse und Dokumente aus der Zeit der Deportation und Aussiedlung
- die Ansiedlung in den siebenbürgischen Gemeinden, Eingliederung in die schon seit Jahrhunderten bestehenden Sozialstrukturen der Siebenbürger Sachsen
- Sachzeugen für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Integration, wobei jedoch auch vor allem bewusst gemacht wird, wie die Landler sich in einer ihnen völlig fremden Umgebung integriert haben, ohne sich jedoch zu assimilieren
- Wohnkultur, Raumästhetik und protestantische Lebenshaltung am Beispiel „Haustextilien“, wobei die mit biblischen Sprüchen oder Lebensweisheiten bestickten Haustextilien in der Wohnkultur der Landler einen dominanten Platz einnehmen.
- traditionelle Beschäftigung in der Landwirtschaft, aber auch als Handwerker im ganzen Land und im Gewerbe
- Historische Ereignisse und deren Folgen für die Minderheiten in Rumänien
- Kirchliches Leben, Feste und Bräuche als fixer Bestandteil einer klar strukturierten Gemeinschaft, eine Gemeinschaft die trägt und Schutz bietet, jedoch jede Form von Individualität ablehnt

Landler bei der Arbeit

Trachtenstücke

Ein großer Teil der Trachten und Haustextilien sind durch die aufwendige Art der Verzierung auch künstlerisch wertvoll. Im Farbenspiel sehr schlicht gehalten, zeigen doch viele Trachtenstücke einen nach außen hin sehr zurückhaltend getragenen Prunk (z.B. Kirchen-kappe)[6].

Weitere zahlenmäßig hohe Bestände, vor allem Trachtenstücke, die man aus Platzmangel nicht ständig zeigen kann, werden heute im Depot verwahrt.

thematisieren. Es will aufklären und sich als eine Institution profilieren, die wichtige gesellschaftliche Probleme - vor allem den Umgang mit Geschichte, die Aufarbeitung - bewusst macht und zur Diskussion stellt und den Zugang zu dieser Geschichte einem breiten Publikum ermöglichen will. Durch die Ortsbezogenheit kann dieses Museum sowohl für die Erwachsenenbildung als auch für die ansässigen Schulen und Lehrer als Bildungsstätte verstanden werden.

Transmigrantenschiff

Darüber hinaus zeigt das Landlermuseum österreichische Kirchengeschichte – die Geschichte des Protestantismus in Österreich, vor allem in Oberösterreich. Wertvolle evangelische Bücher aus der Zeit der Gegenreformation, sehr oft wohl ehemaliges Schmuggelgut, die mit größter Wahrscheinlichkeit von den Transmigranten nach Siebenbürgen mitgenommen wurden, sind nun in Bad Goisern ausgestellt.

Diese Zielsetzungen verdeutlichen, dass das Landlermuseum mehr sein will als ein klassisches Museum. Zu seinen Aufgaben gehört es, nicht nur die Vergangenheit zu beleuchten, sondern auch jüngere Geschichte und das Heute zu

Es finden sich jedoch auch Angebote für eine spezielle Interessensgruppe mit besonderen Bedürfnissen: für die Landler, die ihre Gedenkfeiern und Treffen nach Goisern verlagern und für die das Museum den Mittelpunkt darstellt. Es werden diesen Menschen Möglichkeiten geboten, sich im Museum zu engagieren und seine Ziele und Aktivitäten zu unterstützen. Darüber hinaus ist aber auch die Interaktion mit der Bevölkerung von Goisern äußerst wichtig und wünschenswert, da eine gemeinsame Geschichte nur gemeinsam weiter vermittelt werden kann.

Seit dem Beginn war dieses Museum aber auch Ehrensache für viele Freiwillige und hat Landler und Goiserer beim Aufbau, aber auch

6 *BAUINGER-LIEBHART R., Neppendorf-Bewohner, 2006, S. 27ff*

als Ort der Diskussion, des thematischen Austausches und des Gedenkens und Feierns im Laufe der Jahre zusammengeführt.

Der Wert der Sammlung liegt jedoch vor allem in ihrer Einmaligkeit. Die Landler, als kleinste ethnische Gruppe in einem multinationalen Siebenbürgen, fanden weder in der rumänischen noch in der siebenbürgisch-sächsischen Forschung wesentliche Beachtung. Es gibt in den Museen Rumäniens, aber auch in den zahlreichen Vertriebenenmuseen in Deutschland und Österreich kaum Objekte landlerischer Herkunft. Heute ist die Gemeinschaft im Auflösen begriffen, man könnte schon sagen aufgelöst, und somit ist der Versuch einer ähnlichen Sammlungstätigkeit auch nicht mehr möglich.

Die Landler hatten am Ende ihrer Siedlungsgeschichte in Rumänien, fernab der alten Heimat Österreich, gewiss eine eigene Identität entwickelt, ihrer österreichischen Wurzeln waren sie sich jedoch immer bewusst und fühlten sich mit ihren Herkunftsgebieten verbunden: Bis in die Gegenwart pflegten sie ihre österreichische Mundart, auf ihrem Speisezettel findet man österreichische Rezepte, die meisten kennen den österreichischen Herkunftsort der Familie[7].

3. Was ist das Besondere an diesem Museum?

Nach 275 Jahren Trennung schließt sich ein Kreis: Die Geschichte der Landler in Siebenbürgen kommt nach Goisern. Dass es eine gelungene Zusammenfügung ist, zeigt sich an den positiven Rückmeldungen der Besucher, aber auch der Fachleute.

Vom Aufbewahrungsort wird dieses Museum Erinnerungsort, ein Stück Heimat für viele Landler, die in Deutschland ein Zuhause, jedoch keine Heimat gefunden haben.

Vormalige Wegwerfgegenstände, von denen man sich nicht schnell genug trennen konnte, sind nun hier im Museum zu wertvollen Erinnerungsstücken, Identität geworden.

„Nach 275 Jahren Trennung schließt sich der Kreis."

Der Ort, an dem man Erinnerungen sucht, ist nicht mehr Siebenbürgen, sondern Goisern, das Landlermuseum. Nachkommende Generationen und Freunde werden in die historischen Räumlichkeiten des Landlermuseums geführt, um hier die eigene Geschichte lebendig werden zu lassen und zu sensibilisieren.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Gerade in Zeiten der Migration ist es wichtig, das Kulturerbe von Minderheiten nicht nur im Herkunfts-Kulturraum zu bewahren, sondern ihnen einen Platz auch in der neuen Umgebung zuzugestehen, der zum Begegnungsort der Völker, Kulturen, Religionen und Konfessionen werden kann.

Das Landlermuseum in Bad Goisern ist Endstation für die Zeugnisse einer Kultur. In diesem kleinen Museum findet sich die größte Sammlung landlerischer Kulturgüter - ein Gewinn für die Landler, aber auch für das Land Oberösterreich.

Ein Besuch des Museums lädt uns auch zum

7 BAUINGER-LIEBHART R., Neppendorf-Familiengeschichten, 2008

Nachdenken darüber ein, ob Österreich nicht eine historische Verpflichtung gehabt hätte, sich mehr als es geschehen ist, für die Altösterreicher in Rumänien und deren Rückkehr nach Österreich einzusetzen.

Alle Fotos: Frank Schartner, www.evang.at/ebw-ooe

„Landlerstube"

BEDEUTENDE FRAUEN IN DER GESCHICHTE DER DIÖZESE OBERÖSTERREICH
DOROTHEA JÖRGER, GEB. RAMING (RAMUNG)

Hannelore Reiner

Ab 2023 werden jährlich in der ersten Ausgabe der `Toleranz´ Frauen porträtiert, die - an prominenter Stelle oder auch ganz im Hintergrund – die Geschichte der evangelischen Kirche in Oberösterreich mitgeprägt haben. Wer das evangelische Diözesanmuseum in Rutzenmoos besucht, dessen Blick wird im sog. `Raum der Reformation in Oberösterreich´ unweigerlich an einer großen Frauengestalt hängen bleiben[1], die nicht von ungefähr als erste Persönlichkeit in der künftigen Reihe genannt wird.

DOROTHEA JÖRGER, geb. RAMING (RAMUNG)

Dorothea Jörger, Epitaph (Ausschnitt) in St. Georgen bei Grieskirchen. Da das Grabdenkmal schon zur Zeit des Todes Wolfgang Jörgers angefertigt wurde, hält Dorothea einen Rosenkranz in der Hand.
Foto: Evang. Museum OÖ, O. Saxinger

Von Tirol ins Land ob der Enns

Dorothea Jörger stammte ursprünglich aus Südtirol. Ihr Vater, Hans Raming, war kaiserlicher Burghauptmann zu Bruneck im Pustertal. Das Geburtsdatum Dorotheas ist unbekannt. Die Jahreszahl 1497, die in manchen Kurzbiographien über sie aufscheint, ist eine Verwechslung mit dem Jahr ihrer Vermählung mit Wolfgang IV. Jörger. Dorothea wuchs mit fünf Geschwistern auf, wobei zwei ihrer Schwestern, Margarethe und Katharina, ebenfalls ab deren Heirat im damaligen `Land ob der Enns´ (das heutige Oberösterreich ohne Innviertel) gelebt haben. Wolfgang IV. Jörger war zum Zeitpunkt seiner Eheschließung 35 Jahre alt und entstammte einem alten Rittergeschlecht mit dem Stammsitz in Tollet bei Grieskirchen. Wolfgang IV. oder kurz `Wolf´, wie er in der „Chronik der Jörger"[2] auch genannt wird, zählte, wohl auch durch seine Nähe zu Kaiser Maximilian I., zu einem der bedeutendsten Mitglieder des Ritterstandes. Als Begleiter Maximilians kam er auf dessen Reisen vermutlich auch nach Bruneck und lernte dort die sicherlich bedeutend jüngere Dorothea kennen. Als Gemahlin Wolfgangs folgte sie ihm nach Tollet, was für die nächsten Jahrzehnte ihre neue Heimat sein sollte.

Mutterschaft in stürmischen Zeiten

Bereits ein Jahr nach der Vermählung wurde Dorotheas erstes Kind geboren, die Tochter Amalia. Vier Jahre später kam der erwartete Sohn und Erbe Christoph II. Ihm folgte bereits wiederum ein Jahr später Hans IX. Bis zum Jahr 1516 wurden noch weitere acht Kinder geboren,

1 Die lebensgroße Puppe wurde durch die Münchner Restauratorin und Bühnenbildnerin Margot Staffa angefertigt. Als Vorbild diente die Darstellung Dorothea Jörgers auf dem Doppelgrabmal im Innern der Kirche in St.Georgen/ Grieskirchen.

2 Harald Tersch, Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühneuzeit 1400-1650, Wien-Köln-Weimar 1998, S.236.

wovon allerdings fünf früh verstarben und das Erwachsenenalter nicht erreichen konnten. Angesichts dieser - für das 16. Jahrhundert nicht ungewöhnlich - hohen Kinderzahl waren die ersten fünfzehn Jahre der Jörgerin auf Schloss Tollet mit Schwangerschaft und Kinderschar ausgefüllt. Dass sie dabei immer wieder den frühen Tod eines ihrer Kinder erleben und erleiden musste, mag ihre Frömmigkeit und Auferstehungshoffnung, die später in ihren Briefen und in ihrem Testament zum Ausdruck kommen, beeinflusst haben. Dorotheas Gemahl hatte eigene machtpolitische Sorgen. 1512 war Wolfgang von Polheim, Landeshauptmann des Landes ob der Enns und ebenfalls ein Jugendfreund Kaiser Maximilians I., gestorben. Damit war das Amt des Landeshauptmanns vakant und die Familie der Polheimer, Mitglieder des Herrenstandes, erwartete, dass Sohn Cyriak von Polheim als Nachfolger seines Vaters das Amt übertragen bekommt. Aber Wolfgang Jörger konnte sich mit Hilfe des Ritterstandes und seiner guten Beziehungen zum Kaiser durchsetzen und wurde 1513 Landeshauptmann im Land ob der Enns. Damit war allerdings der Zwist zwischen Herren- und Ritterstand nicht beendet. Mit dem Tod Kaiser Maximilian I. entbrannte dieser aufs Neue, was schließlich zur Niederlegung der Landeshauptmannwürde des Jörgers führte. Dies, obgleich Wolfgang 1521 seinen Standpunkt vor dem jungen Kaiser Karl V. vertreten hatte.[3]

„... innere Kehrtwende zur lutherischen Überzeugung ...“

Für die spätere Hinwendung des Geschlechts der Jörger zur Reformation war die Beziehung Wolfgangs zum sächsischen Kurfürsten Friedrich grundlegend. Über diesem wurde er über die Vorgänge am Wormser Reichstag informiert und es ist anzunehmen, dass die Jörger zu dieser Zeit bereits lutherische Schriften kannten.[4] So verwundert es auch nicht, dass die Eltern Jörger ihren ältesten Sohn Christoph 1522 auf dessen sog. `Kavalierstour´ an den kurfürstlichen Hof in Sachsen entsandten. In der bereits angeführten Chronik der Jörger berichtete Christoph in seinem Bekenntnis über diese Reise, dass er an der sächsischen Grenze zusammen mit seinem Reisebegleiter, einem Herrn von Wolfstein, geschworen hatte, dem *„Bapstlichen glauben“* treu zu bleiben.[5] Es legt sich nahe, dass die Eltern Jörger ebenso interessiert an dem gewesen waren, was sich in Sachen des Glaubens in Wittenberg ereignete, wie Sohn Christoph. Seine innere Kehrtwende zur lutherischen Überzeugung und Auslegung der Bibel beschrieb Christoph als „Gnade Gottes“ durch die Lektüre der Hl. Schrift, erklärt von „Gottes Werkkzeug“ Martin Luther.[6] Luthers eben frisch gedruckte Übersetzung des Neuen Testaments hat sicherlich das Ihre dazu beigetragen. Dass Christoph schließlich Martin Luther erfolgreich um Entsendung eines Prädikanten ersuchte, war sicherlich der Wunsch der Eltern und wird mit gewisser Genugtuung berichtet. 1524 starb Wolfgang IV. Jörger, was

3 Franz Satzinger, Die Geschichte der Pfarre Vöcklabruck, Linz 2017, S.98.

4 So galt Gmunden bereits 1523 als `lutherisches Nest´, in dem es `mehr Wespen als Bienen´ gebe. Zit. nach Rudolf Zinnhobler, Die Entwicklung des Protestantismus in Oberösterreich, in: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, Jg.121, Wien 2005, S.444.

5 Tersch, a.a.O., S.238.

6 Ebd. S.239.

Sohn Christoph zur sofortigen Rückkehr zu seiner Familie in Tollet veranlasste. Die Begräbnisfeierlichkeiten für Dorotheas Gemahl fanden nach vertrautem katholischen Ritus in der Pfarrkirche St. Georgen/ Grieskirchen statt. Das Doppelgrabmal wurde wahrscheinlich bereits zu Lebzeiten Dorotheas verfertigt und zeigt über den Tod hinaus die enge Verbindung der Eheleute. Dorothea Jörger hat nicht mehr geheiratet, obgleich ihre jüngste Tochter erst acht Jahre alt war.

Witwenjahre unter brieflicher Begleitung Martin Luthers

Die Gestalt der Dorothea Jörger im `Raum zur Reformation in Oberösterreich´ des evangelischen Diözesanmuseums trägt eine Witwenhaube. Die Jörgerin ist also in jenem Lebensabschnitt dargestellt, in dem sie das Erbe der Jörger zu verwalten hatte. Dabei zeigte sich ihr wirtschaftliches Geschick im klugen Ankauf von weiteren Gütern, darunter offensichtlich auch Schloss Köppach bei Atzbach, das Dorothea als Alterssitz dienen sollte.[7] Sie verfestigte damit die bedeutende Stellung der Jörger im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts. Auf Schloss Tollet hatte sie den von Luther gesandten Prädikanten Michael Stifel als begabten Prediger an ihrer Seite, der nicht bloß die Familie Jörger und deren Untergebene zum lutherischen Verständnis des christlichen Glaubens führte, sondern auch die Bürger und Bauern der Umgebung.[8] Mit dem `Mandat von Ofen´ Ferdinand I. zur Umsetzung des Wormser Edikts und damit zur Ausweisung aller protestantischen Prädikanten 1527 verließ allerdings Michael Stifel Schloss Tollet. Dessen rasche Rückkehr nach Wittenberg mag zusätzlich beschleunigt worden sein durch das an dem Waizenkirchner Vikar Leonhard Kaiser vollstreckte Todesurteil am 16. August 1527.[9] Etliche Adelige der Umgebung, die bereits dem Luthertum zugeneigt waren, hatten gegen das Urteil protestiert und sich für Kaiser eingesetzt. Dorotheas Unterschrift findet sich nicht darunter, möglicherweise aus verantwortungsvoller Vorsicht für die ihr Anvertrauten. Mit Stifels Weggang begann der Briefwechsel zwischen Dorothea Jörger und Martin Luther. Leider ist kein einziger Brief Dorotheas erhalten respektive bisher gefunden worden. Der Inhalt ihrer Briefe aber lässt sich mitunter aus den Antwortschreiben des Reformators erschließen. Luthers Briefe wurden zum größeren Teil bereits vom späteren Prediger Martin Moseder noch im 16. Jahrhundert in Tollet gesammelt.[10] Nach heutigem Kenntnisstand sind 18 Briefe Luthers an Dorothea Jörger im Original bzw. in Abschrift erhalten. Es ist aber anzunehmen, dass die Korrespondenz wesentlich umfangreicher gewesen

„… nahezu familiäres Verhältnis zwischen dem Reformator … und der Familie der Jörger …“

7 Ab 1533 sind Luthers Briefe an Dorothea Jörger bereits nach Köppach adressiert. Dies gegen Artikel `Schloss Köppach´ in Wikipedia, zuletzt aufgerufen 27.1.2023, wonach Schloss Köppach erst 1551 zum Besitz der Jörger gekommen sei.

8 „…dass Luther den Theologen Michael Stifel seiner geliebten Mutter nach Tollet brachte, wo der Prediger viele tausend Seelen zu Gottes Wordt brachte", in Tersch, a.a.O. S.239.

9 Vgl. Rudolf Leeb, Luthers Kontakte nach Oberösterreich, in: Renaissance und Reformation, Ausstellungskatalog zur OÖ Landesausstellung 2010 Schloss Parz, Linz 2010, S.52.

10 Ebd.

sein wird, da es innerhalb des Briefwechsels lange zeitliche Abstände gibt. Insgesamt zeigen die Briefe ein nahezu familiäres Verhältnis zwischen dem Reformator in Wittenberg und der Familie der Jörger. Das bestätigte auch indirekt Christoph II., wenn er in der bereits zitierten Jörger-Chronik unmittelbar nach seinem persönlichem Bekenntnis vom Tod Martin Luthers berichtet, womit er Luther fast zur Familie der Jörger gehörig, einfügt.[11]

Im Jahr 1996 fand sich nach mehr als 460 Jahren unter den Archivalien des Stiftes Herzogenburg ein originaler Brief Luthers an Dorothea Jörger, datiert vom 14. März 1528. Dieser Fund war eine historische Sensation, ist er doch erst das dritte Autograph Luthers, das in Österreich entdeckt wurde. Auch die Gestalt der Jörgerin im Diözesanmuseum trägt dem Rechnung, wenn auf dem Schreibpult vor der Puppe eben jenes Luther-Schreiben von 1528 in Kopie aufliegt. Inhaltlich geht es in diesem Brief um den bereits genannten Prediger Michael Stifel, der anscheinend Dorothea Jörger um weitere finanzielle Unterstützung gebeten hatte. Martin Luther aber rät davon ab.[12] Die abschließenden Grüße an die Söhne und das `Häuflein´, womit wohl die Hausgemeinde im Schloss Tollet gemeint war, lassen eine gewisse Vertrautheit spüren, obgleich von einer persönlichen Begegnung Dorotheas mit dem Reformator nirgends berichtet wird. Allerdings wissen wir aus Dankbriefen Luthers, dass Dorothea Jörger die beträchtliche Summe von 500 Gulden zur Unterstützung von mittellosen Studenten in Wittenberg stiftete. Ebenso bedachte sie Luthers Frau Katharina mit 3 ungarischen Goldgulden.[13]

Bereits im ersten Jahr nach dem Tod ihres Gatten Wolfgang hatte Dorothea mit ihren Söhnen die anstehende Erbteilung der Jörgerschen Güter zu verhandeln begonnen. Damit wurde der Witwe Dorothea Jörger eine der schwierigsten Aufgaben für sie auferlegt. Denn weder ihr Ansinnen, auch die Töchter als Erbinnen einzusetzen, wurde von den Söhnen goutiert, noch kam es zu einem alle Beteiligten gütlichen Abschluss zu Dorotheas Lebzeiten. Noch im letzten bekannten Brief Luthers an sie, ein Jahr vor seinem Tod, bedauerte sie der Seelsorger Luther: „Dass ihr aber bekümmert seid über euer Söhne Uneinigkeit, will ich wol glauben, ist mir warlich ihre Uneinigkeit und euer Trübsal gantz leyd".[14]

Dorothea Jörgers Testament

Martin Luther hatte, abgesehen von seiner Frau Katharina, mit keiner anderen Frau einen derart ausführlichen Briefwechsel. Das lässt nicht bloß auf die Gewandtheit Dorotheas im Lesen und Briefeschreiben schließen, sondern auch auf ihre theologische Bildung und Sachkenntnis; nicht zu vergessen ihre vielfältige materielle Unterstützung. Dorothea Jörger lebte in einer Zeit des Übergangs von der angestammten und ihr von klein auf vertrauten katholischen Kirche zum neuen reformatorischen Schriftverständnis und Glauben. Sie zählte demnach zur

11 Vgl. Tersch, a.a.O, S.238: „Womöglich war für Christoph Luthers Tod der Anlaß, das Ereignis seiner Bekehrung schriftlich für die Nachkommen festzuhalten".

12 Gustav Reingrabner, Ein neu entdeckter Lutherbrief in Österreich, in: Evangelische in Österreich, Katalog zur Ausstellung in der ÖNB, Wien 1996, S.20: „Ich merk, er hab euch um etwas Geld oder (bei-)Steuer geschrieben, welches mich auf ihn verdreußt, so er doch bei mir wohl haben mag, was ihm noth ist, was ich ihm befohlen hab zu fordern. Noch ist er vor mir scheuchsam, daß ichs ihm muß aufdringen, was er bedarf. Darum ist nicht noth, liebe Frau, daß ihr ihm etwas schickt".

13 Ingrid Roitner, Dorothea Jörger, www.frauen-und-reformation.de, zuletzt aufgerufen 27.1.2023.

14 Leopold Temmel, Evangelisch in Oberösterreich, Linz 1982, S.24.

„Zwischengeneration…die nach beiden Seiten offen war, von neuen Impulsen angesprochen, aber doch Überkommenes nicht aufgeben wollend".[15] Am deutlichsten ist dies an dem Grabmal der Jörger in St. Georgen/ Grieskirchen und an Dorotheas Testament zu sehen. Im Doppelgrabmal kniet Dorothea Jörger neben ihrem Gatten Wolfgang und durch ihre linke Hand gleitet die Perlenschnur eines Rosenkranzes. Damit scheint sie noch ganz in der Frömmigkeit des Spätmittelalters beheimatet zu sein. Ihr gutes Einvernehmen mit dem Atzbacher Pfarrer, [16] zu dessen Pfarre ihr Witwensitz in Köppach gehörte, bestätigt diese ihre Haltung. Aus ihrem von Martin Luther wohl nach ihren Vorgaben entworfenen Testament aus dem Jahr 1535 aber wird deutlich, wie sehr sich ihr Glaubensverständnis durch die lutherische Rechtfertigungslehre verändert hatte.[17] Damit ist das Testament zugleich Dorotheas inniges Glaubensbekenntnis, von dem sie hofft, dass ihre Nachkommen bei diesem auch bleiben in „brüderlicher Liebe und Einigkeit". Am 4. Juni 1556 starb Dorothea Jörger in Köppach. Sie wurde an der Seite ihres Mannes in der Pfarrkirche St. Georgen/ Grieskirchen beigesetzt.

Dorothea Jörger, Figur im Raum „Reformation in OÖ"
Foto: Evang. Museum OÖ, O. Saxinger

Im Rahmen des Reformationsjubiläums 2017 wurden auch Frauen, die bisher im Schatten der männlichen Reformatoren gestanden waren, vor den Vorhang geholt und ihr Leben und Wirken beleuchtet. In diesem Zusammenhang wurde auch Dorothea Jörger immer wieder genannt. Dies mit Recht, war sie es doch, die, beraten und ermutigt durch den Briefwechsel mit Martin Luther, zur Ausbreitung und Vertiefung der Reformation weit über ihren unmittelbaren Einflussbereich im Land ob der Enns hinaus, entschieden beigetragen hat.

15 Franz Satzinger, a.a.O., S.105.

16 Leopold Temmel, a.a.O., S.23.

17 Vgl. Ingrid Roitner, a.a.O.

DIE GESCHICHTE DER EVANGELISCHEN PFARRGEMEINDE VÖCKLABRUCK

Gertrud Time

Im Oktober 1781 erließ Kaiser Josef II. das Toleranzpatent. In Vöcklabruck und Umgebung wurden 413 evangelische Menschen registriert – zu wenig, um eine evangelische Gemeinde zu gründen. Per Verordnung waren dazu mindestens 500 Personen erforderlich. Deshalb schlossen sich die Evangelischen aus und rund um Vöcklabruck der Nachbargemeinde Rutzenmoos an. Erst als Kaiser Franz Josef I. am 8. April 1861 das Protestantenpatent erließ, wurden die Einschränkungen für Evangelische weitestgehend aufgehoben.

Im Zuge der Napoleonischen Kriege wurde Vöcklabruck zwischen 1800 und 1809 mehrfach überfallen und geplündert. Im Frieden von Schönbrunn wurde der westliche Teil Oberösterreichs mit Vöcklabruck Napoleon zugesprochen und unter bayerische Verwaltung gestellt. Die Ager bildete die Grenze. Rutzenmoos lag östlich der Ager und blieb somit bei Österreich. Vöcklabruck war damit von seiner Pfarrgemeinde Rutzenmoos abgetrennt. 1812 genehmigte die bayerische Verwaltungsbehörde die Gründung einer evangelischen Gemeinde in Vöcklabruck. Die kleine Kirche in Pichlwang außerhalb des Stadtgebietes wurde den Evangelischen zugeteilt, außerdem erhielten sie die Erlaubnis, eine evangelische Schule zu führen. Der erste Pfarrer für Vöcklabruck kam aus dem bayerischen Markt Weidenbach, bezog ein Haus in der Vorstadt und richtete dort auch die Schule ein. Pfarrer Ludwig Würth wurde gleichzeitig als Lehrer angestellt und erhielt sein Gehalt aus öffentlichen Mitteln.

Der Bestand der evangelischen Gemeinde in Vöcklabruck war aber nur von kurzer Dauer. Nach der Niederlage Napoleons wurde Vöcklabruck am 1. Mai 1816 feierlich an Österreich zurückgegeben. Pfarrer Würth wurde entlassen. Er verließ die Stadt und auch der Unterricht an der evangelischen Schule musste eingestellt werden. Zumindest die Gottesdienste konnten die Evangelischen weiterhin in Pichlwang abhalten. Für die Gottesdienste war der Pfarrer aus Rutzenmoos zuständig. Organisatorische Gründe führten aber zum Verlust des Kirchengebäudes. 1826 wurde die evangelische Pfarrgemeinde aufgelöst. Also schlossen sich die Gläubigen wieder an Rutzenmoos an.

Die Revolution von 1848 brachte eine politische Neuordnung in Oberösterreich. 1850 wurde Vöcklabruck Bezirkshauptstadt. Die Westbahnstrecke rückte in greifbare Nähe und erschloss weitere Märkte im Osten der Donaumonarchie. Vöcklabruck wurde damit auch für Wirtschaftstreibende interessant. 1862 verlegte der Schweizer Industrielle Wilhelm Stuki seinen Betrieb nach Vöcklabruck.

Am 13. November 1864 beantragten sechs Männer (Simon Oberndorfer, Bogner in Thal, Matthias Oberndorfer, Pöl in Witzelkirchen, Josef Sturm, Hamedinger in Wegscheid, Michael Neudorfer, Gattinger in Oberpilsbach, Johann Eichmayr, Pfeifer in Billichsedt und Adam Schiller, Gfreretbauer in Zahnhof) bei einer Gemeindevertretersitzung im Schulhaus in Rutzenmoos die Gründung einer Filialgemeinde in Vöcklabruck. Die Gründung wurde mit 34 gegen 18 Stimmen genehmigt. Trotzdem dauerte es noch einige Jahre, bis am 15. November 1868 per Beschlussfassung eine Filiale von Rutzenmoos entstand.

Der Gründungsausschuss bestand aus Adam Schiller, Johann Eichmayer, Matthias Oberndorfer und Wilhelm Stuki. Die Gemeinde mietete ein altes Betriebsgebäude der ehemaligen Leinenweberei Staniek in der Mühlbachgasse und verwandelte dieses in ein Bethaus mit Altar und Orgel.

Der erste Gottesdienst fand am 20. Juni 1869 statt. Bereits ein Jahr später entschlossen sich die evangelischen Bürger dazu, eine eigene Gemeinde zu gründen. Am 23. Juni 1870 erteilte der k.k. evangelische Oberkirchenrat die Erlaubnis dazu. Es folgte eine komplizierte Grenzziehung zu den Nachbargemeinden Rutzenmoos, Attersee und Wallern. Das Gebiet der neuen Pfarrgemeinde umfasste eine Fläche von 380 km2.

So entstand im Jahr 1870 in Vöcklabruck eine evangelische Gemeinde, die gleich mit der Planung und dem Bau einer eigenen Kirche begann. Laut Chronik von Pfarrer Karl Schimik schenkte der Fabrik- und Mühlenbesitzer Wilhelm Stuki der Gemeinde ein Grundstück im Ausmaß von einem halben Joch, wobei 428 m2 für den Friedhof bestimmt wurden.

„Es wird gesaet in Schwachheit und wird aufersteh'n in Kraft."

Die Anlegung des Friedhofs war vorrangig, weil die Entfernung zu Rutzenmoos für Begräbnisse beschwerlich war. (1877 verstarb Wilhelm Stuki und wurde am evangelischen Friedhof in Vöcklabruck beerdigt. Ein Obelisk über der Grabstätte mit der Inschrift: „Es wird gesaet in Schwachheit und wird aufersteh'n in Kraft. (1.Korinther 15.43)" erinnert an den Mann, der durch die Grundschenkung die Errichtung der Kirche und des daneben liegenden Friedhofs möglich gemacht hat.)

Die Vorbereitungen für den Kirchenbau begannen schon im Sommer 1871. Am 26. Juni 1872 wurde mit dem Bau einer eigenen Kirche begonnen. Ein Gemeindemitglied, Herr Michael Neudorfer, Gattinger zu Pilsbach, stellte einen Lehmgrund zur Verfügung, der 60.000 Ziegel lieferte, sowie 70 Klafter Holzscheite, um die Ziegel zu brennen. In Pettighofen erwarb man einen kleinen Steinbruch, wo die nötigen Steine gebrochen wurden. Am Bauplatz wurde ein Brunnen gegraben und man kaufte auch Kalk, der gebrannt und gelöscht wurde. Der Steyrer Waffenschmied Werndl, der in Wolfsegg das Kohlenwerk besaß, schenkte der Pfarrgemeinde auf ihr Ansuchen 2400 Zentner Stückkohlen zur Ausmauerung der Grundfesten.

Ministerial-Oberingenieur Hermann Wehrenfennig aus Wien zeichnete Pläne, die 400 Gulden kosteten und der Bau der Kirche wurde auf ca. 25000 Gulden veranschlagt. Wehrenfennig war ein erfahrener Architekt. Die von ihm entworfene Kirche in Gosau war bereits fertig und die Planung der evangelischen Kirche in Gmunden hatte er bereits in Arbeit. So wusste er die Situation in Vöcklabruck realistisch einzuschätzen. Es brauchte Spenden der Vöcklabrucker Bürger, Haussammlungen in Oberösterreich und Cisleithanien[1] und Spenden des Gustav-Adolf-Vereins, um die Summe für den Bau aufzubringen. Aber auch gekrönte Häupter unterstützten den Bau mit Geldspenden (Kaiser Franz Josef I. mit 100 Gulden, Kaiser Wilhelm I. mit 500 Gulden, König Georg V. von Hannover mit 100 Gulden, die Gräfin von Wartenburg mit 100 Gulden).

Im Oktober 1874 war die Kirche dank vieler Eigenleistungen der Gemeindeglieder nach außen fertig und am 6. Oktober konnte die Feier der Kreuzaufsteckung in schlichter Weise durch-

1 Cisleithanien = war nach Errichtung der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn im Jahr 1867 eine vor allem von Beamten und Juristen gebrauchte inoffizielle Bezeichnung für den nördlichen und westlichen Teil Österreich-Ungarns.

geführt werden. Am 15. November 1875 konnte endlich die Kirchweihe begangen werden.

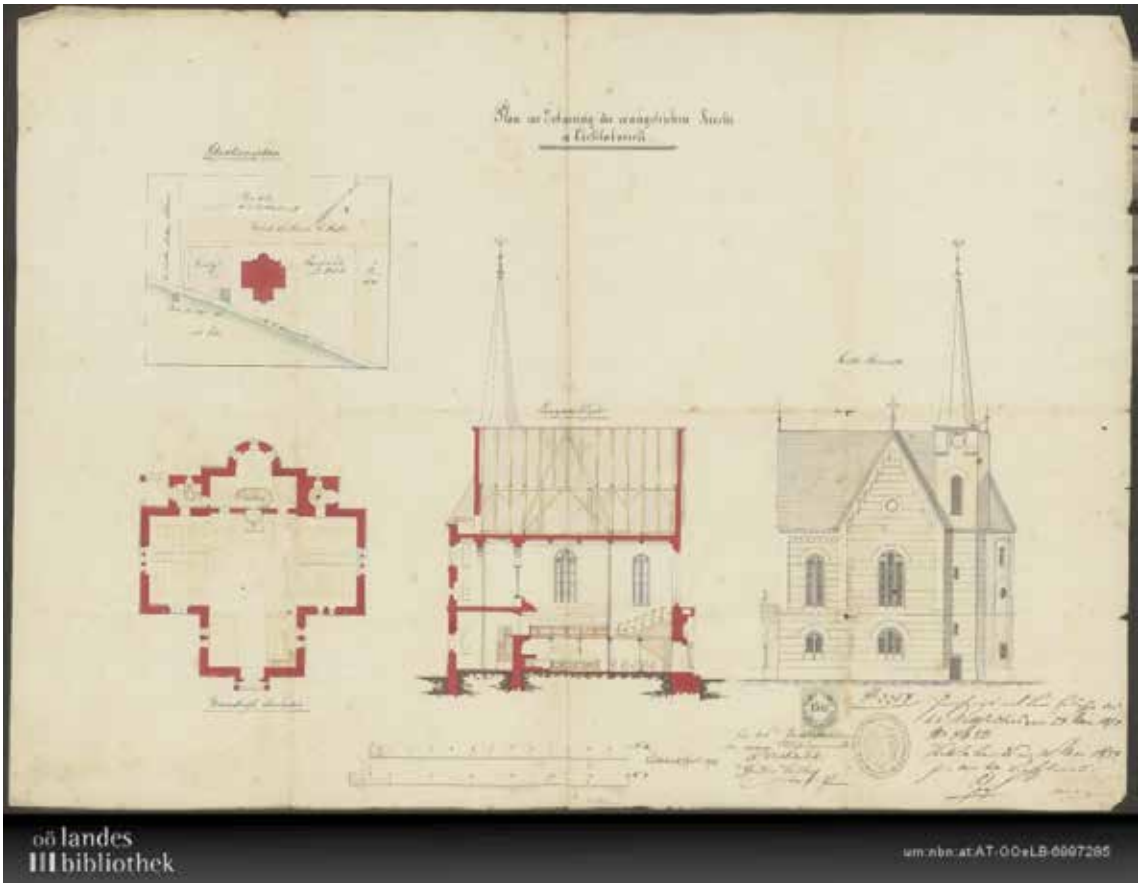
Quellen: Pfarrer Karl Eichmeyer sen.: Chronik der Evangelischen Pfarrgemeinde Vöcklabruck

Karl Eichmeyer sen.: Das Evangelium in Vöcklabruck, 100 Jahre Evangelische Kirche

Erwin Horst Schuller: 150 Jahre Evangelische Friedenskirche Vöcklabruck, Gemeindegründung und Kirchenbau

Kirchenbau

Hermann Wehrenfennig wählte für die Kirche in Vöcklabruck einen außergewöhnlichen Grundriss in Form des griechischen Kreuzes mit einer platzsparenden Emporenanlage und einer dekorativen Altarwand. Altar und Kanzel mit Schalldeckel sind in einer vertikalen Achse übereinander angeordnet. Darüber öffnet sich die Orgelempore. Dieser Kanzelaltar ist der einzige dieser Art in Oberösterreich.



Originalplan von Wehrenfennig

Originalpläne der Friedenskirche liegen im Pfarramt Vöcklabruck auf

Wehrenfennig wollte eine typisch protestantische Predigtkirche schaffen, in der der Prediger seine Gemeinde wie eine große Familie um sich versammelt sieht.

Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes mit gleichlangen Kreuzarmen und weist einige Merkwürdigkeiten auf. Länge und Breite der Kirche betragen 21,8 m, die Höhe der Kirchenmauern 13,27 m, die Höhe des Kirchendaches 9,48 m. Das Mauerwerk des schmalen Turmes hat eine Höhe von 22,76 m, die Turmspitze ist 18,96 m hoch. Die Gesamthöhe des Turmes beträgt 41,72 m. In drei Seitenarmen, ebenerdig und auf den Emporen, wurden die Kirchenbänke platziert. Den nördlichen Kreuzarm trennt die Altarwand vom Kirchenraum. In diesem Bereich, der als Sakristei dient, führt eine Treppe zur Kanzel. Die Kirche weist 500 Sitzplätze auf und kostete insgesamt 34.237 Gulden. Die Sitzbänke auf den Emporen sind treppenförmig angeordnet, um eine gute Sicht auf die Kanzel herzustellen. In den Bänken im Erdgeschoß stützen schlanke Säulen aus Gusseisen die Emporen.

Die drei Glocken, die im Kirchturm aufgehängt wurden, kamen auf ungewöhnliche Weise nach Vöcklabruck und hängen merkwürdigerweise mit der Gründung des Deutschen Reiches zusammen. 1871 wurde das Deutsche Reich vereint und 1873 eine neue Währung eingeführt. Kirchengemeinden in Württemberg, Thüringen und Sachsen begeisterten sich für die Idee des rheinisch-westfälischen Gustav-Adolf-Vereins, die ungültig gewordenen Münzen zu Glocken umzugießen. Im Zuge dieser Aktion erhielt Vöcklabruck kurz von Jahresende 1878 drei Glocken aus Kleinwelka in Sachsen. Zwei Glocken fielen der Zweckentfremdung im Ersten und Zweiten Weltkrieg zum Opfer und mussten erneuert werden. Die dritte Glocke, die „Sachsenglocke“, c-tönend und 222,25 kg schwer, mit dem Spruch „Alles was Odem hat, lobe den Herrn, Halleluja!“ hängt noch heute an ihrem Ort.

1889 konnte der Friedhof erweitert werden, weil die Anrainer, die Gebrüder Schwitzer, der evangelischen Gemeinde ca. 300 m2 Grund schenkten.

„… die ungültig gewordenen Münzen in Glocken umzugießen.“

Die Kirche ist ein sehenswertes Bauwerk des Historismus und steht unter Denkmalschutz. Als Ringstraßen-Architekt in Wien kannte Wehrenfennig die Vielfalt der Bauformen. Für Gosau wählte er den englischen Tudor-Stil, für Gmunden die Neugotik und für Vöcklabruck die Neuromanik.

Quellen: dieselben wie für Kirchengeschichte

Neues Pfarrzentrum

Die Pfarrgemeinde Vöcklabruck hat 1400 Mitglieder und da das alte Pfarrhaus mit dem angeschlossenen Gemeindesaal bereits sehr in die Jahre gekommen war, entschloss man sich zu einer Ausschreibung für ein neues Pfarrzentrum.

Folglich wurden Pfarrhaus und Gemeindesaal abgerissen und durch einen Neubau ersetzt, der sich auch äußerlich an das Konglomeratgestein der Kirche annähert. Im Herbst 2021 wurde das Gemeindezentrum feierlich eröffnet. Der eingeschossige Bau ermöglicht jetzt auch einen freien Blick auf die Kirche, wenn man sich ihr von der Stadt her nähert.

Ansicht des neuen Pfarrzentrums mit Friedenskirche
Foto zur Verfügung gestellt von einem Gemeindemitglied

Im neuen Pfarrzentrum sind die Kanzlei, das Büro des Pfarrers, ein Besprechungsraum, ein Jugendraum, ein großer durch eine Schiebewand abtrennbarer Raum, ein Andachtsraum und in der Mitte eine Küche mit Theke untergebracht. Die großen Glasflächen öffnen den Blick auf die Kirche.

IM MUSEUM:
DER EUROPARAUM

Matthias Bukovics

(c): Matthias Bukovics

Die Ausbreitung der Evangelischen Botschaft ist imponierend. Das erlebe ich immer wieder im Europaraum. Obwohl der Raum schlicht gestaltet ist, eine große Europakarte mit wenigen wichtigen Informationen, beeindruckt er mich doch immer wieder mit seiner Geschichte und Information, die drinnen steckt.

Sobald ich den Schalter drücke, zeigen mir verschiedene Lichter, die immer wieder an und ausgehen, wie sich die Botschaft des Evangeliums im 16. Jahrhundert in Europa verbreitet hat. Von Deutschland und der Schweiz ausgehend, auch gemeinsam mit den bereits beginnenden Migrationsbewegungen, erfahre ich in diesem Raum, wie schnell sich Botschaften damals verbreiten konnten und wie gut und schnell die Reformatoren immer wieder die neueste Technik verwendet haben, um Menschen in ganz Europa zu erreichen.

Von dem Raum aus weiter geht es in den Raum, in dem man dann die Kommunikationsmittel sehen kann: Flugblätter, Bücher und andere Schriften. Diese Mittel haben der Reformation sehr stark geholfen, ihre Botschaft in die Welt zu tragen, schnell an Mann und Frau zu verteilen und dann, durch Vorleser*innen die Informationen in sehr viele Haushalte zu bringen. Sehr geholfen hat es ihnen wohl auch, dass sie ihre Schriften in Deutsch verfasst haben.

Ich lade Sie ein, diesen Raum und seine Geschichte einmal selbst zu erleben und mit allen Sinnen zu erfahren, was es damals geheißen hat, die Botschaft des Evangeliums nach ganz Europa zu bringen.

INFORMATIONEN
AUS DEM VORSTAND

Renate Bauinger

Wir blicken auf ein Jahr zurück, das uns manche gewohnte Aktivitäten wieder möglich gemacht hat, das uns aber auch gezeigt hat, dass eine uneingeschränkte Rückkehr zu diesem Gewohnten nicht mehr möglich ist. Und wir blicken auf ein Jahr zurück, das uns vor ganz neue Herausforderungen gestellt hat.

Vier Vorträge konnten im Jahr 2022 wieder im Museum angeboten werden, die bei den Besucherinnen und Besuchern gut aufgenommen wurden:

- Der Druckermeister erzählt – Prof. Dr. Michael Landgraf
- Johannes Kepler zwischen Glaubenskrieg und Wissenschaft – Erich Meyer
- Luthers Septembertestament – Dr. Gerold Lehner
- Protestantismus in Wien am Beispiel der Totenbeschauprotokolle des 17. und 18. Jh. – Dr. Siegfried Kröpfel

Die Besucherstatistik für das Jahr 2022 zeigt folgendes Ergebnis:

Jänner und Februar	0
Mär	36
Apr	46
Mai	113
Jun	49
Jul	116
Aug	67
Sep	61
Okt	42
Nov	7
Dez	7
Gesamt	544 Besucherinnen und Besucher.

Als Museum haben wir uns an der Aktionswoche Internationaler Museumstag in OÖ und am Museumswochenende „Familienspaß im Museum“ beteiligt. 37 Erwachsene und Kinder haben an diesem Wochenende das Museum besucht, am Workshop „das Turmerlebnis Luthers“ teilgenommen und anschließend den Turm der Rutzenmooser Kirche bestiegen. Zum Abschluss gab es Würstelgulasch, das am offenen Feuer vor dem Museum köchelte. Das Wetter spielte mit, sodass wir unter der großen Linde sitzen und plaudern konnten.

Das Evangelische Museum OÖ war Mitveranstalter der ökumenischen Bibelausstellung im Maximilianhaus/Puchheim.
Mag. Günter Merz hat einen Vortrag in Steyregg zum Thema „Protestantismus im Mühlviertel“ gehalten und wir sind als Erprobungsraum im AEL-Projekt aufgenommen worden.

Am 4. Dezember gab es für Kinder und Erwachsene ein Adventangebot. Die Kinder konnten die Entstehungsgeschichte des Adventskranzes hören und erleben, die Erwachsenen einen Vortrag zu Christkind und Nikolaus, Krippe und Christbaum. Wir haben uns mehr Besucher*innen erwartet.

Sehr intensiv wurde in vielen Treffen die Sonderausstellung wesWEGen? Evangelische Migrationsgeschichte(n) in OÖ vorbereitet.
An zwei Sonntagen im Advent war der Verkaufsshop des Museums geöffnet, um den Besuchern des Gottesdienstes anschließend die Möglichkeit zum Kauf von Geschenken zu ermöglichen. Diese Aktion ist noch ausbaufähig und zu Ostern und zu unseren Öffnungszeiten laden wir dazu ein, Karten für verschiedene Anlässe und Bücher, Holz- und Glasartikel in unserem Shop zu erwerben.

Die Einteilung der Museumsdienste konnte durch die Treue des Mitarbeiterteams ohne große Probleme erstellt werden. Mancher sitzt jedoch lesend seine Dienste ab, da der Anteil der Einzelbesucherinnen und -besuchern sehr gering war. Der Besuch von Gruppen war einigermaßen zufriedenstellen.
Für das neue Jahr treffen schon die ersten Gruppenanmeldungen ein.

Neue Mitarbeiter werden dringend gesucht, um auch zukünftig die Öffnungszeiten und Führungen im Museum gewährleisten zu können.
Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums fand wieder eine Bildungsreise statt und am 15. Dezember 2022 eine kleine Weihnachtsfeier.

Da unser Museum seit dem Jahr 2000 besteht, treten einzelne kleinere oder größere Mängel auf. So mussten Teile bei der Heizung und Lüftung erneuert werden.
Leider konnte den Wasserschaden in „im Turm“ noch nicht gänzlich behoben werden.

Ein größeres Vorhaben ist die Erneuerung der Alarmanlage (Kosten ca. € 6.000,-) und damit verbunden die Einsparung von zwei Telefonleitungen.
Weiters muss die Ursache einer relativen hohen Raumfeuchtigkeit im Abstellraum im Keller geklärt werden.

Ein großes Problem sind derzeit die hohen Energiekosten (dreifache Steigerung). Diese müssen durch Einsparung reduziert werden.

Drei Vorstandssitzungen und die Generalversammlung wurden 2022 abgehalten, zwei Ausgaben der Zeitschrift Toleranz konnten herausgegeben werden.

Mit großem Dank für die auch im abgelaufenen Jahr erbrachten Dienste im Museum in den verschiedensten Bereichen (Kassadienst, Führungen, Reinigung, Reparaturen, Buchhaltung, Büchershop, Technik, Ausstellung, Vorträge, Archiv...) blicken wir auf 2022 zurück.

Vorstand des Evangelischen Museums OÖ

REZENSION
EVANGELISCHE PFARRER IM KZ MAUTHAUSEN

Gottfried Wimmer

In diesem Buch wird evangelischer Pfarrer aus mehreren europäischen Ländern gedacht, die im Konzentrationslager Mauthausen inhaftiert waren und dort auch zum Teil ermordet wurden. Die in diesem Buch vorgestellten Häftlinge des KZ Mauthausen gehörten verschiedenen evangelischen Kirchen in Europa an. Nach der Lehre ihrer Kirchen hätten sie damals nicht gemeinsam Abendmahl feiern dürfen, da theologische Lehrverurteilungen aus der Reformationszeit den jeweils anderen vorwarfen, keine wahre Kirche zu sein. Angesichts der Not in den Lagern verloren solche Positionen ihre Plausibilität. Viele Häftlinge zogen ihre Kraft zum Durchhalten aus Andachten oder Gebeten, die ohne Rücksicht auf Kirchenzugehörigkeit gehalten wurden. Sie waren wie alle geistlichen Aktivitäten im Lager verboten und konnten nur im Geheimen stattfinden.

„Erinnere dich!“ Das ist eine der zentralen Aufforderungen, die Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen in ihrer Heiligen Schrift immer wieder lesen. Zekor, so heißt es auf Hebräisch, „erinnere dich, gedenke, vergiss nicht!“ Nach biblischer Überlieferung verspricht Gott jedem und jeder ein „Denkmal“ zu setzen und dadurch des Namens zu gedenken (Jes. 56/5). Alle Gedenkarbeit heute bemüht sich, den zahllosen Opfern, die zu Nummern gemacht wurden oder gänzlich anonym geblieben sind, wieder ihre Namen zu geben. Diese Anliegen teilt auch die vorliegende Publikation. Es geht darum, einer vergleichsweise überschaubaren Gruppe von Personen, die zu Opfern der Gewalt und des NS-Terrors geworden sind, einen Namen zu geben, und, wo möglich, ein Gesicht. Diesem Anliegen dienen die kürzeren und längeren Biographien. Diese Biographien wurden von Autoren und Autorinnen verfasst, die über Vermittlung der jeweiligen Herkunftskirchen der Betroffenen um ihre Mitarbeit gebeten wurden.

Evangelische Pfarrer im KZ Mauthausen
€ 32,00 inkl. MwSt.
Bünker, Michael / Pichler, Dietlind (Hg.)
186 Seiten, 17 x 24 cm, Softcover,
Evangelischer Pressverband 2022
Artikelnummer:
0325 ISBN 978-3-85073-325-0

Als das KZ Mauthausen am 8.8.1938 mit den ersten 304 Häftlingen etabliert wurde, waren die Häftlinge ausschließlich deutschsprachig. Dies änderte sich mit fortschreitender Kriegsdauer und immer neuen besetzten Gebieten grundlegend. So waren es zu Beginn Polen und mit jedem neu besetzten Land kamen neue Häftlingsgruppen hinzu. Die Häftlinge mit deutscher Staatsbürgerschaft machten über die gesamte Bestandsdauer des KZ Mauthausen gerade einmal 6 % aus. Die SS etablierte auch ganz bewusst Mechanismen, die jede größere Solidarisierung der Häftlinge unterbinden sollte. Beim Vollzug der Prügelstrafe wurde z. B. festgelegt, dass ein polnischer Häftling nur von einem sowjetischen Häftling geschlagen werden durfte und umgekehrt. Bestehende Differenzen und Spannungen wurden gezielt geschürt, um übergreifende Zusammenarbeit zu verhindern. In diesem Klima der permanenten Angst, des Misstrauens und der streng gestaffelten Hierarchisierung der nationalen Gruppen waren gelebte Internationalität und nationsübergreifende Solidarität eher die Ausnahme als die Regel.

Für viele gläubige Menschen hatten Religion und das Zwiegespräch mit Gott im

Gebet ab dem Eintreffen im KZ keinen Platz mehr, weil sie an der Existenz Gottes massive Zweifel entwickelten, angesichts dessen, was sich ihnen darbot.
Vielen Menschen gab religiöse Betätigung im KZ Zuversicht und spendete ihnen Trost – einer der Gründe, warum die Lager-SS jede religiöse Betätigung verboten hatte. Die Menschen sollten gebrochen, für die Zwangsarbeit bis zum Tod ausgebeutet oder gleich nach der Ankunft im Lager ermordet werden; da konnte man nicht zulassen, was diese Systematik der Zerstörung menschlicher Existenzen verlangsamte oder gar verhinderte. Pfarrer und Priester versuchten, trotz Androhung strenger Strafen, für ihre Mithäftlinge auch eine Art minimiertes religiöses Leben anzubieten.
Noch vor dem Verbot der NSDAP im Juni 1933 schlossen sich ihr etliche Protestantinnen und Protestanten an, darunter auch einige Geistliche. Unterschiedlichste Motive wie etwa die Anziehungskraft des „übersteigerten Führermythos", die Rachegelüste gegenüber den Siegern des Ersten Weltkrieges, rassenideologische Überzeugungen und – gleichsam als österreichisch-protestantisches Spezifikum – antikatholische Ressentiments dürften für ihren Parteibeitritt ausschlaggebend gewesen sein. Überhaupt scheint in dieser Zeit von nicht wenigen motivierten, engagierten und oftmals radikal national-sozialistisch gesinnten evangelischen Pfarrern eine entscheidende politische Zugkraft ausgegangen zu sein. Beim überwiegenden Teil der evangelischen Pfarrerschaft scheint die anfängliche Euphorie jedoch alsbald der Ernüchterung gewichen zu sein. Obgleich sich viele mit dem NS-Regime zu arrangieren versuchten, wurden sie sich der Bedrohung, die von dem Regime ausging, früher oder später auf unterschiedlichste Art und Weise gewahr.
Den Hauptteil und Abschluss des Buches bilden 37 Biographien evangelischer Pfarrer aus Schlesien, Frankreich, Slowakei, Polen, Niederlande, Tschechische Republik, Ungarn, Belgien, Italien, Schweiz.

DER WEG DES BUCHES - INS MUSEUM

Die evangelische Geschichte Österreichs ist geprägt durch die Bücher, die im Lauf der Geschichte ihren Weg zu den Menschen gefunden haben – allen voran die Bibel, die rein und unverfälscht gelesen und weitergegeben werden sollte. Bücher sind ein wertvoller Besitz, der geteilt werden kann, ohne an Wert zu verlieren. Das gemeinsame Lesen, Besprechen und darüber Beten bildet „Gemeinde".

Die Ausstellung im Evangelischen Museum OÖ ist aus diesen Gemeinden entstanden! Archive, die Pfarrer, Lehrer, Presbyter und auch Private angelegt haben, Schenkungen und Leihgaben; manche wollten sich von ihren Büchern nicht trennen und haben Leihverträge abgeschlossen. So laden wir auch weiterhin ein, unsere Ausstellung mit dem einen oder anderen Exponat zu ergänzen. Wir freuen uns über alle, die auf diese Weise gestaltendes Mitglied unserer Museumsgemeinde werden.

An dieser Stelle müssen wir allerdings um Verständnis bitten, dass wir leider keine Ankäufe tätigen können, da es die finanziellen Mittel des Museums nicht zulassen. Das hat allerdings den Vorteil, dass alles, was in unserem Haus gezeigt wird, aus den Gemeinden gewachsen ist. Der Bezug zu den Quellen bleibt erhalten.

Es wird vielleicht manchen Leser/innen aufgefallen sein, dass in diesem Beitrag keine Namen erwähnt werden. Persönliche Angaben werden nur mit Ihrem ausdrücklichen Einverständnis

weitergegeben. Bitte bedenken Sie die Themen und Aufgaben unseres Museums; leider können wir nicht jede Büchersammlung annehmen, die uns angeboten wird.

Am Ende gilt es zu danken: Allen, die mitdenken, mitwirken, mittragen und mitarbeiten in der Museumsgemeinde!

Willi Stadler

WIR FREUEN UNS ÜBER NEUE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER!

Das Evangelische Museum OÖ in Rutzenmoos gibt es nun schon seit 22 Jahren und das Haus lockt immer noch viele interessierte Besucherinnen und Besucher sowohl aus dem In- als auch aus dem Ausland an.

Darüber hinaus ist das Museum auch Ort für Vorträge, Seminare und verschiedene Feste.

Da das Museum ehrenamtlich geführt wird, sind wir unseren treuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die ehrenamtlich erbrachten Dienste sehr dankbar! Ohne ihren unermüdlichen Einsatz, wäre es nicht möglich, das Museum, das auch ein Teil unserer evangelischen Identität ist, zu führen!

Da einige unserer Mitarbeiterinnen nun altersbedingt aufhören, suchen wir wieder Interessierte, die sich hier einbringen möchten. Dabei gibt es die Möglichkeit, nur Kassadienst an den Öffnungstagen (Donnerstag, Freitag, Samstag oder Sonntag) oder nur Führungen durch das Museum (für angekündigte Gruppen) zu machen. Dabei kann man selbst entscheiden, in welchem Ausmaß man sich einbringen kann und will (einmal monatlich, wöchentlich…). Da das Museum von März bis Oktober geöffnet ist, fällt auch die Tätigkeit in diesen Zeitraum.

Am 9. Mai 2023, von 17.30 bis 18.30 Uhr, findet dazu eine Informationsveranstaltung im Museum statt. Diese soll Raum für Fragen und für ein erstes Kennenlernen geben. Sollten Sie sich für eine Mitarbeit entscheiden, werden Sie von dem wissenschaftlichen Leiter des Museums, Mag. Günter Merz, und dem Obmann-Stellvertreter und Zuständigen für die Organisation der Mitarbeiterdienste, Gottfried Wimmer, in den Dienst eingeführt.

Über Interessierte freuen wir uns sehr und bitten sich für den 9. Mai anzumelden: renate.bauinger@evang.at oder 0699/18877410.

Mag. Renate Bauinger,
Superintendentialkuratorin
und interimistische Leiterin des
Evangelischen Museums OÖ

„ICH HAB WAS FÜR DAS MUSEUM“!

Da steht jemand vor der Tür des Museums mit einem bunten Büchersortiment in einigen Kartons; er / sie will sie dem Museum schenken. Manches scheint sogar aussortiert und geordnet zu sein. Ich denke nicht gleich an „entsorgen“, denn Ähnliches hat sich im Lauf der Jahre auch bei mir zu Hause angesammelt…

Wir bitten zu verstehen, dass manches auch wohlmeinende Geschenk nicht angenommen werden kann und wir das eine oder andere Exponat auch weitergeben müssen. Im Vordergrund stehen ja die Aufgaben und Anliegen unseres Museums, die Sie sicher mit uns teilen.

Willi Stadler

VERANSTALTUNGEN
MIT BETEILIGUNG DES EVANGELISCHEN MUSEUMS OBER-ÖSTERREICH

TAGUNG „EVANGELISCHES ERINNERN“

Evangelische Erinnerungskulturen im Österreich des 20. und 21. Jahrhunderts

19. – 21. 4. 2023, Wien

Die Tagung nimmt interdisziplinär aus der Perspektive der Theologie sowie der Architektur-, Literatur- und Kunstgeschichte Erinnerungskulturen des österreichischen Protestantismus in den Blick. Die evangelischen Museen Österreichs stellen sich am 21. April vor.

Details, Programm und Informationen zur Anmeldung sind unter folgendem Link zu finden: **https://www.ash-forum.at/site/evangelischeserinnern**

Die Teilnahme an der Tagung ist kostenlos. Anmeldung zur Tagung ist ausdrücklichst erwünscht!

FRIEDENSRAUM KALVARIENBERG.
VON DER LEIDENSGESCHICHTE ZUR LEBENSGESCHICHTE

Studientag
18. Mai., 14.30 Uhr –
19. Mai 2023, 13.00 Uhr,
Kath. Pfarrheim und Kalvarienberg
Bad Ischl.

„Einen gewalttätigen Knoten der Vergangenheit öffnen und als Band der Freundschaft und Akzeptanz des Anderen neu knüpfen.“

Kalvarienberge sollen und können zur Vertiefung des Glaubens dienen. Sie wurden aber auch als Zeichen des Triumphs einer Kirche über anders Glaubende missbraucht.

Der Studientag will diese Dimensionen beschreiben und konkrete Ideen für das Kulturhauptstadtjahr 2024 entwickeln.

Nähere Informationen und Anmeldung: **https://www.dioezese-linz.at/salzkammergut2024.** Anmeldung bis 10. Mai 2023. Kein Tagungsbeitrag. Spenden erbeten!

ERÖFFNUNG DER SONDERAUSSTELLUNG wesWEGen?
Evangelische Migrationsgeschichte(n) aus OÖ

Mittwoch, 22. März 2023, 19:00 Uhr

Im Rahmen der Feier liest Michael Landgraf, Leiter des Religionspädagogischen Zentrums in Neustadt an der Weinstraße und Schriftsteller aus seinem Buch „In der Fremde Zuhause".

AKTIONSWOCHE INTERNATIONALER MUSEUMSTAG IN OÖ

6. - 14. Mai 2023

„Ich packe meinen Koffer du nehme mit..." - Führung für Kinder und Familien durch die Sonderausstellung wesWEGen?- Evangelische Migrationsgeschichte(n) aus OÖ

PODIUMSDISKUSSION
„DAHEIM IN DER FREMDE"

Mittwoch, 24. Mai 2023, 19:00 Uhr

Moderation Dr. Christine Haiden, Journalistin

FAMILIENSPASS IM MUSEUM
„ICH PACKE MEINEN KOFFER ..."

Samstag, 15. Juli 2023, 9:00 - 16:00 Uhr

Eine Führung für Kinder durch die Sonderausstellung, mit Ausklang beim gemeinsamen Würstlgulaschessen.

VORTRAG MAG. GÜNTER MERZ
CHRISTUS WAR EXULANT!

Donnerstag, 28. September 2023, 19:00 Uhr

Christus war Exulant! Das Selbstverständnis der oberösterreichischen Exulanten im 17. und 18. Jahrhundert.
Der Vortrag geht der Frage nach, wie Exulanten im 17. und 18. Jahrhundert ihre Entscheidung vom Glauben her begründeten.

VORTRAG MAG. VOLKER PETRI
INTEGRATION DER SIEBENBÜRGER SACHSEN IN OBERÖSTERREICH

Dienstag, 19. Oktober 2023, 19:00 Uhr

Von der Flucht aus Siebenbürgen und der Integration in Österreich. Es werden vor allem persönliche Erfahrungen und Erlebnisse bis in die Gegenwart geschildert.

EVANGELISCHES MUSEUM OBERÖSTERREICH
4845 Rutzenmoos 5

Öffnungszeiten:
15. März bis 31. Oktober
jeweils Donnerstag bis Sonntag
10-12 und 14-18 Uhr
Letzter Einlass um 11 bzw. 17 Uhr.
Besuche von Gruppen auch
Dienstag und Mittwoch nach Voranmeldung.

www.evang.at/museum-ooe
museum-ooe@evang.at

EVANGELISCHES
MUSEUM OÖ
Rutzenmoos